

Jahresheft 1958



Memminger Geschichts=Blätter

Zwanglos erscheinende Mitteilungen der Heimatpflege
Memmingen • Verlag der Heimatpflege Memmingen

INHALT

Oberbürgermeister a. D. FRITZ BRAUN, Memmingen
Memminger Stadtschreiber im Mittelalter.

ALBERT BUCK, Halle/Westfalen
Die Pfarrherren an der Kirche zu Lauben.

DR. HABIL. GERTRUD OTTO, Memmingen
Ein Altar Bernhard Strigels für Rom.

DR. TILMANN BREUER, München
Ein unbekanntes Vesperbild in Buxheim.

DR. GERHARD POHL, München
Eine steinerne Streitaxt aus Kronburg.

WALTER BRAUN, Memmingen

Cassiliacum. Funde aus der Römerzeit im Stadt- und
Landkreis Memmingen (Fortsetzung).

KLAUS FRHR. VON ANDRIAN-WERBURG, München
Egelsberg — neuer Name für einen bekannten Burgstall.

Aus Arbeiten zur Geschichte von Stadt und Landschaft:

Kirchenrat D. FRIEDRICH VON AMMON, Neu-Ulm
Die Familie Stählin aus Memmingen.

Zwei Zeichnungen im Text und zehn Abbildungen auf einer Kunstdruckbeilage.

Memminger Stadtschreiber im Mittelalter

Von Fritz Braun

Im Hochmittelalter war die Kunst „zu schreiben“ wohl ausschließlich eine Kunst der Kleriker; wenn Karl der Große einen Auftrag gab, die alten Volkslieder zu sammeln, so konnte dies nur durch die Geistlichkeit geschehen. In den frühen deutschen Klöstern befanden sich Klosterschulen, die meist von jungen Adeligen besucht waren, welche zu Geistlichen herangebildet wurden, aber oft auch zu Staatsmännern sich emporschwangen. Als öffentliche Schreiber erscheinen nur Weltgeistliche und Mönche.

Die in der gleichen Zeit entstehenden Städte benötigten für ihre Verwaltung zur Anfertigung von öffentlichen und privaten Urkunden, Briefen, Registern, Verträgen etc. ausgebildete Schreiber. In Memmingen wird ein solcher zum ersten Male im Jahre 1333, ein Schreiber *Conrad Tüntzel*, genannt. Näheres ist über ihn nicht bekannt, insbesondere nicht, wie lange er dieses Amt ausübte. Das Amt wurde ihm meist nur auf kurze Zeit, 1—3 Jahre, übertragen, meist aber je nach Bewährung nach deren Ablauf verlängert. Die Stadtschreiber kommen in den Urkunden und Registern oft nur als „Stadtschreiber“ vor, meist nur mit dem Vornamen. In den Registern führen sie sich meist nur mit „Ich der Stadtschreiber“ auf. Wenn nun der Nachfolger des genannten Conrad Tüntzel ebenfalls nur „Conrad der Stadtschreiber“ genannt wird, so ist nicht ohne weiteres festzustellen, ob es sich um eine und dieselbe Person handelt. So ist aus einer Urkunde von 1333 „der Stadtschreiber C (= Conrad) Tüntzel“ festzustellen, 1337 wird ein „Conrad der Stadtschreiber zu

Memmingen“ genannt. Im Jahre 1344 erscheint ein „Cunrat Eroltzheim Stadtschreiber zu Memmingen“ als Besitzer eines Zinslehens in Hitzenhofen. Darf man nun daraus schließen, daß der Stadtschreiber von 1337 schon der *Konrad Eroltzheim* war? Bestimmt können wir ihn erst aus der Urkunde von 1344 feststellen; er dürfte also spätestens um 1320 geboren sein.

Seine Abstammung ist ungewiß. In der Zeit um 1300 tritt in Erolzheim (L.K. Biberach) ein Ortsadel auf, der in zahlreichen Urkunden des 14. Jahrhunderts eine nicht unbedeutende Rolle spielte. Gehört der Stadtschreiber zu diesem Geschlecht? Gleichzeitig mit Conrad Eroltzheim dem Stadtschreiber (andere Schreibweisen: Erolzheimer, Eroltzheim, Erentsheimer, Erentheymer) ist in Memmingen ein „Johannes Eroltzheim Schulmeister“, der ausdrücklich als Bruder des Stadtschreibers bezeichnet wird. Da nun die Vornamen Conrad und Johannes unter den Vornamen der Adeligen von Erolzheim im 14. Jahrhundert nicht erscheinen, da ferner in dem Verzeichnis der Gesellschafter vom Goldenen Löwen in Memmingen die Eroltzheim nicht auftreten, obwohl der Stadtschreiber im Jahre 1400 noch lebte, und da er in seinem Testament vom 21. September 1407 selbst bekennt, daß er kein eigenes Siegel hat, so kann nicht angenommen werden, daß die beiden Brüder Johannes und Conrad dieser Ortsadel-Familie angehörten, wenigstens nicht als ebenbürtige Mitglieder. Wir müssen also annehmen, daß ihr Familienname lediglich die Herkunft aus dem genannten Dorfe beweist; damals sind sowieso erst allmählich die Familiennamen aufge-

kommen, darunter auch jene, die auf den Herkunftsort verweisen. Die Tatsache, daß die beiden Brüder nicht ohne Vermögen und mit guter Bildung ausgestattet in Memmingen auftreten, könnte vielleicht auf einen unebenbürtigen Zusammenhang mit der Adelsfamilie hinweisen, was in jenen Zeiten öfter vorkommt.

Der Stadtschreiber Conrad Eroltzheimer hat die Unruhen in der Stadt bei der Einführung der Zunftverfassung im Jahre 1347 überstanden. Die von der gleichen Hand hergestellten Urkunden, nämlich die über die Zunftverfassung von 1347 und die undatierte, sicherlich aber gleichzeitige über die Satzung der Bürgerzunft, sind wahrscheinlich von ihm verfaßt und geschrieben. Durch seine vielen Schreibarbeiten, die er in öffentlichen und wahrscheinlich auch privaten Diensten erledigt hat, scheint er sich zum wohlhabenden Mann emporgearbeitet zu haben; denn er kauft zu seinem Besitz in Hitzenhofen eine Reihe von Äckern, namentlich im mittleren Ösch, und Zinsbriefe auf Häuser in der Stadt. Am 4. April 1376 erwirbt er von Hans Wagsberg, Bürger zu Memmingen, zwei Malter Roggen Vogtrecht aus seinem Gute zu Hitzenhofen. Das Vogtrecht ist Lehen der Veste Lautrach, die Heinrich von Schellenberg gehört. Den Dienst als Stadtschreiber scheint Conrad Eroltzheimer bis 1383 versehen zu haben, also rund 40 Jahre; von da an wird er in mehreren Urkunden als der „alte Stadtschreiber“ bezeichnet. Er hat wahrscheinlich unverehelicht gelebt. Nach einer Urkunde des Abtes Friedrich von Kempten vom 24. April 1394 (Stiftungsarchiv Memmingen 76/2) hat er sein Gut zu Hitzenhofen gegen eine Pfründe im Spital den Spitaldürftigen zu Memmingen übergeben. Um dieselbe Zeit hat er nach einem Eintrag im Stiftsbuch des Unterhospitals (2. Teil, S. 13) den Spitaldürftigen „etwivil Hauptzins übergeben, den ein Hofmeister und Verweser einnehmen soll uf Martini, da er geben soll den Dürftigen alliu Jar 1 & h 2 ß h uf den Freitag vor Palmarum und Fisch und Wissbrot zu einer Suppen mit Saffran und Pfeffer wolbereitet (also ein Festessen in damaliger Zeit!) als ferr es reichen mag zu einer Pfrond, doch daß den Kindern der suppen auch werde und soll auch geben ein Hofmeister und Verweser den Herren (Mönchen des Oberhospitals) VII ß h mit Schellangs Caplan, darumb sie verbunden sind zu singen Vigili und Selmeß nach Ordnung ihres Gotteshauses und soll auch geben den Herrn 1 ß h in die Bruderschaft. Wäre aber, daß sie und der Hofmeister also den Jartag nicht begingen, als jetzt begriffen ist, so verfällt den Herren 1 & 2 ß für dasselb Jahr, und wenn die Herren also nit täten, so verfallen die 7 ß h den Dürftigen.“

Wir sehen also: ein ziemlich üppiger Jartag! — Die Stiftungsurkunde selbst ist nicht erhalten, nur der Auszug im Stiftsbrief, der die Reichen aufzählt, aber besonders feierlich und ausführlich, so daß man daraus schließen muß, daß noch in der Mitte des 15. Jahrhunderts, in dem das Stiftsbuch angelegt wurde, der „Eroltzheim-Jartag“ als ein besonderes Fest im Spital gefeiert wurde. Daß der Stifter selbst im Spital gehalten wurde, bestätigt er selbst. Er lebte noch mindestens bis 1407. Mit Urkunde vom 21. September 1407 (Sti 14/1) übergibt „Conrad Eroltzheim der Ältere, weiland Stadtschreiber zu Memmingen, der von Bürgermeister, Rat und Zunftmeistern gemeinlich der Stadt Memmingen so gnädig versehen und versorgt ist worden in dem Spital mit genüglicher Pfründ, Essen, Trinken, Behausung und Gemach zu guter Notdurft, dem Spital fünf Äcker,

den langen schmalen Acker im mittleren Ösch, an der Isenmannin Acker;
den breiten kurzen Acker in demselben Ösch, an weiland Tagbrechts Acker;
den Acker in dem oberen Ösch zu End des Hünerbergs, der hinabreicht gen den Buchsach, den man nennt den Talacker;
den Acker in demselben Ösch auf dem Berg zwischen des Spitals und Brassels Acker;
den Acker vorn auf dem Berg zu einer Gottesgabe und Seelgerät.“

Noch in seinen Ruhestandsjahren hat der alte Stadtschreiber sich am öffentlichen Leben beteiligt; so erscheint er als Schieds-

mann in einem Streit im Antonierkloster und als Trager (Vormund) der Söhne seines Bruders bei einem Gutskauf in Rummelshausen. Sein Todesjahr ist unbekannt.

Im Jahre 1397 tritt ein neuer Stadtschreiber auf: *Marquart Nithart von Ulm*, wie er sich in dem Denkbuch von 1397 (Stadtarchiv Memmingen 266/2) selbst bezeichnet. Während bisher der Stadtschreiber sich nur mit Urkunden und Briefen befaßt zu haben scheint — wir besitzen jedenfalls vor diesem Jahr keine anderen schriftlichen Unterlagen —, übernimmt es Nithart zum erstenmal, die für die geordnete Verwaltung eines Gemeinwesens notwendigen Listen, Verzeichnisse und dgl. anzulegen und zu sammeln, zwar etwas kunterbunt in einzelnen Blättern, aber für uns die einzige, sehr wertvolle Quelle über das Leben in Memmingen um 1400. Er selbst schreibt in der Einleitung dieses „Denkbuches“:

„A^o 1397 am Samstag nach dem Urbanstag (26. Mai) ward dieses Buch angefangen und darzu man nu fürr mehr alwegen schriben und setzen soll, was man hier von Memmingen jürlich geben müssen, Lipding und Zinsen, Amptluit, unseres Herrn des künigs steuer, von dem Ammann Ampt, dem Landvogt und auch ander Sach und das ist angefangen desmals, da Marquardus Nithart von Ulme Stadtschreiber zu Memmingen was.“

Wie lange Nithart dieses Amt verwaltete, ist ungewiß. Vom Jahre 1407 ab tritt in den Urkunden *Cunrat Eroltzheim der Jüngere* als Stadtschreiber auf, offenbar ein Sohn „Cüntzle“ des Johannes Eroltzheim, also ein Brudersohn des alten Stadtschreibers. Ihm ist die Fortführung des Denkbuches zu verdanken; außerdem erscheint er in zahlreichen Urkunden wiederholt als Schiedsrichter und „Tädinger“ im Antonierkloster.

Sein Nachfolger wurde im Jahre 1420 *Heinrich Kern* auf vier Jahre; im Jahre 1429 wird er bereits als „weiland Stadtschreiber“ bezeichnet. Er bezog ein festes Gehalt, von dem unten noch die Rede sein wird.

Erst im Jahre 1456 wird uns ein *Jakob Thietrich* Stadtschreiber genannt, der als Ratsbote nach Nürnberg abgeordnet wird, also in verantwortlicher diplomatischer Mission; derselbe erscheint im Jahre 1466 unter der Schreibweise Jakob Dietrich als Einigungsmann.

Im Jahre 1483 wird der Stadtschreiber *Martin Graf* genannt, der dem Bürgermeister Conrad Vöhlhlin und dem Ratsmann Löhlin als Ratsbote an den erzherzoglichen Hof in Innsbruck beigegeben wird.

Über die sonstige Tätigkeit der genannten Stadtschreiber läßt sich urkundlich nichts feststellen; wir vermögen aber immerhin daraus zu entnehmen, daß sich ihre Tätigkeit nicht auf Schreib- und Kanzleiarbeit beschränkte, sondern auch Verwaltungsarbeit, manchmal sogar hochpolitischer Art, umfaßt haben muß, wozu sie sich als eingearbeitete Fachleute oft besser eigneten als die oft nur kurze Zeit amtierenden und nicht gebildeten Ratsmitglieder.

Im Jahre 1498 wird als Stadtschreiber *Jörg Bechem* genannt, der eine Quittung siegelt. In der Rechnung von St. Lienhart vom Jahre 1504 wird ein Stadtschreiber *Ulrich Gantner* erwähnt.

Der Nachfolger war wohl *Ludwig Vogelmann*, der bedeutendste Stadtschreiber, dessen Tätigkeit noch heute nachwirkt. Über die Bedeutung Vogelmanns als des schärfsten Gegners des neuen Glaubens hat schon Friedrich Dobel in seinem Buche „Memmingen im Reformationszeitalter“ (1877/78) ausführlich gehandelt. Hier sei deshalb nur auf seine Tätigkeit als Stadtschreiber eingegangen. Es ist leider noch nicht erforscht, woher Vogelmann kam (vielleicht aus Nördlingen) und welche Vorbildung er hatte; er erwies sich als ein gebildeter Mann, muß also mindestens eine Lateinschule besucht haben. Er scheint auch ein temperamentvoller Mann gewesen zu sein; dafür zeugt sein Auftreten in den damals beginnenden Religionsstreitigkeiten; er war und blieb ein eifriger Anhänger der alten katholischen Religion. Wohl schon 1519 hat er in der Antonierkapelle (heute Kinderlehrkirche) ein Schutzmantelbild durch Bernhard Strigel anfertigen lassen. Aus der umstehenden Menge des betenden Volkes springt ein aufgeregter Mann mit hoherhobenen Armen auf, in dem wir wohl den Stifter erkennen dürfen. Er

besaß das Haus Herrenstraße 14. Neben das Protokoll der Ratssitzung vom 26. Juni 1523, in der ihm nicht scharf genug gegen die Verbreitung lutherischer Schriften unter der Bevölkerung vorgegangen wurde, hat er den Vermerk gesetzt: „der Teufel schlag darein!“.

Als Stadtschreiber — als solcher kommt er hier vor allem in Betracht — hat er sich geradezu ausgezeichnet. Wir müssen annehmen, daß bis zum Jahre 1508 keine laufenden Niederschriften über die Beschlüsse des Rates geführt worden sind; die wichtigsten Beschlüsse wurden vielmehr nur auf einzelnen Blättern in der Art niedergelegt, wie sie der Stadtschreiber Marquart Nithart im Jahre 1397 eingeführt hatte, und wie sie uns bis um die Mitte des 15. Jahrhunderts im obengenannten „Denkbuch“ erhalten sind. Von 1508 an begann Vogelmann über jede Sitzung des Rates eine Niederschrift in einem großen Bande zu fertigen. Diese Protokolle wurden fortgesetzt bis zum Ende der Reichsstadt 1803 und bis in die Gegenwart; sie bilden einen überaus wertvollen Schatz unseres Archivs, eine noch nicht ausgeschöpfte und kaum ausschöpfbare Quelle für die Geschichte unserer Stadt und auch für die allgemeine Geschichte der letzten vier Jahrhunderte.

Außerdem hat Vogelmann „Ämterbücher“ angelegt, in denen die genaue Besetzung des Rates und der einzelnen Ämter festgehalten wurde, daneben aber auch Beschlüsse finanzieller Art, insbesondere über die Verpachtung der Zölle und Gebühren an Einzelpersonen oder Gesellschaften. Mit diesen Verpachtungen ersparte sich der Rat die Einhebung dieser Gefälle durch städtische Beauftragte, also das gleiche Verfahren, wie wir es im Neuen Testament als die Übung der römischen Herrschaft durch die „Zöllner“ erkennen.

Als Mann der Ordnung hat Vogelmann zum erstenmal eine Sammlung der Urkunden der Stadt veranlaßt; er kann daher als der Gründer unseres reichhaltigen Stadtarchivs betrachtet werden.

Bezeichnend für den energischen Mann ist der Eintrag im Ratsprotokoll vom 19. Februar 1511:

„Auf heute ist erraten worden und mir zugesagt, daß der Spitalschreiber nun hinfür nicht mehr, was das Spital und seine armen Leute berührt, schreiben, sondern mir werden lassen und sonderlich, was das Spital und die Pfleger sigeln. Und soll der Ammann kein Brief sigeln, denn die in der Kanzlei geschrieben sind. Mir ist dabei mein Dienst auf das Jahr aber zugesagt, der Gemeinde anzuzeigen, und dazu um meine Mühe und Arbeit mit der Ordnung gehebt, 10 fl. zu verehren.“

Aus diesem Eintrag ist folgendes zu entnehmen: Vogelmann hatte bei seinem Amtsantritt eine große Unordnung unter den Urkunden und Verzeichnissen vorgefunden; die Herstellung der notwendigen Ordnung in der Kanzlei in seinen ersten Dienstjahren ist vom Rate der Stadt anerkannt und mit 10 fl. außerordentlicher Verehrung belohnt worden; dazu wurde sein Dienstverhältnis wie üblich verlängert. Wichtiger aber erschien dem Stadtschreiber eine organisatorische Entscheidung. Neben der Stadtverwaltung, für die die Kanzlei mit dem Stadtschreiber an der Spitze arbeitete, bestand eine besondere Verwaltung des Unterhospitals mit zwei Pflegern aus dem Rate, einem Hofmeister und einem Spitalschreiber. Insbesondere der Hofmeister wußte sich immer mehr an die Spitze der Verwaltung zu drängen, das Spital selbst war gegen Ende des Mittelalters beinahe zu einem eigenen Reichsstand herangewachsen, es drohte somit die Gefahr, daß die Verwaltung des Spitals wichtiger als die Stadtverwaltung wurde, daß mindestens eine Art Nebenregierung sich bildete, wie ja auch der Hofmeister immer häufiger in den Urkunden neben den Pflegern als wichtiger Vertreter des Spitals aufgeführt wurde, was die früheren Urkunden nicht gekannt hatten. Der Stadtschreiber fürchtete wohl, daß die Stiftungskanzlei die Stadtkanzlei überrunden könnte, und setzte es daher durch, daß alle wichtigeren Sachen des Spitals, die von den Pflegern entschieden wurden, nicht vom Spitalschreiber, sondern von ihm, dem Stadtschreiber, ausgefertigt werden sollten. Das ähnliche Ergebnis hatte auch der Beschluß, daß die Vertragsbriefe der Stadt, die gleich anderen Privat-

urkunden bisher in der Gerichtskanzlei des Stadtmanns geschrieben und gesiegelt wurden, jetzt erst rechtskräftig wurden, wenn sie der Stadtschreiber gesiegelt hatte. Ein energischer Mann an der Spitze der Stadtkanzlei konnte dadurch seinen Einfluß bedeutend steigern, weil jetzt alle wichtigen Angelegenheiten durch seine Hand liefen; der Stadtschreiber als Mitglied des Rates konnte sie in die Ratssitzung bringen, die Stiftungskanzlei kam unter die Stadtkanzlei zu stehen. Diese Regelung scheint Aufsehen erregt zu haben. Im Jahre 1519 erbat der Rat der Nachbarstadt Ravensburg vom Memminger Rat „des Stadtschreibers Tax und Ordnung in der Kanzlei“. Tatsächlich ist die Bedeutung des Stadtschreibers in der Folgezeit wesentlich gestiegen, bis gegen Ende der Reichsstadt der „Kanzleidirektor“ dem Bürgermeister sachlich gleichstand, wenn nicht ihn übertraf.

Aber trotz dieser Vorzüge und Verdienste Vogelmanns blieb er nicht allzulange im Amte. Der oben berichtete Vermerk zur Sitzung vom 26. Juni 1523 zeigt, daß Vogelmann sich nicht auf die förmliche Protokollierung der Ratsbeschlüsse beschränkte, sondern sie mit heißem Ernst kritisierte, also wohl auch seinen ganzen Einfluß bei den Ratsmitgliedern für seine Meinung einsetzte; jedenfalls vertrat er seinen katholischen Standpunkt aufs schärfste. Da ihm die Zunahme des lutherischen Wesens in der Stadt und namentlich in den Zünften ganz und gar nicht paßte, entschloß er sich 1524 sein Amt aufzugeben. Das Ratsprotokoll vom 15. Oktober 1524 berichtet darüber:

„Stadtschreiber hat heute sein Amt aufgegeben, gnädigst Urlaub gepetten und angezeigt, daß er das nicht mehr kunt oder wiß zu halten. Und hat darauf zur Widerlegung seiner Mühe und Dienst umb die große Zunft gepetten, sein und seiner Hausfrauen Herkunft angezeigt.“

Die Entlassung (Beurlaubung) wurde sofort erteilt, die Aufnahme in die Großzunft ist aber noch nicht erfolgt. Vogelmann ist in Anerkennung seines Eifers für die katholische Sache zum fürstbischöflichen Burggrafen in Augsburg ernannt worden. Erst im Jahre 1530 wurde er in die Großzunft aufgenommen. Die Zeiten nach dem Augsburger Reichstag mit seinem für die Protestanten ungnädigen Abschied waren aufgeregt. Luthertum und Zwinglitum stritten sich um die rechte Lehre, Vogelmann vertrat mit Eifer den katholischen Glauben, stand wohl dabei mit dem Bischof von Augsburg noch in Verhandlungen und wurde „umb etlicher aufrührerischer Reden halber“ am 9. Januar 1531 auf offenem Markt zu Memmingen enthauptet. Diese Tat hatte zwar auffälligerweise keine politischen Folgen, verwickelte aber den Rat in einen großen Prozeß, der durch einen Vergleich mit den Erben des Vogelmann erst 1548 erledigt wurde.

Nach dem Ausscheiden Vogelmanns am 15. April 1524 wurde vom Rat am 2. Mai 1524 *Georg Maurer* als Stadtschreiber bestellt, der das Amt bis 1548 verwaltete. Er hat die schwere Zeit der Reformation mit den politischen Verhandlungen über Konfession und Schmalkaldischen Bund bis zum Schmalkaldischen Krieg 1546 und die Aufhebung der Zunftverfassung 1552 durchgestanden.

Betrachten wir noch die Gehalts- und Büroverhältnisse der mittelalterlichen Stadtschreiber. Wie die frühesten im 14. Jahrhundert besoldet wurden, ist uns nicht bekannt; immerhin ist anzunehmen, daß Marquart Nithart doch nur von Ulm nach Memmingen gezogen ist, wenn ihm genügender Unterhalt gesichert war. Wahrscheinlich hatten auch die frühesten Stadtschreiber schon feste Bezüge vom Rat, auch Einzelgebühren vom Rat und von Privaten. Das erste Mal werden uns 1420 feste Zahlen genannt: der Stadtschreiber Heinrich Kern erhält bei seiner Anstellung ein Jahresgehalt von „20 fl. Heller und 7 fl. rh., dazu 8 fl. Heller Verehrung“. Aus dieser sonderbaren Aufteilung in drei Posten kann man vielleicht schließen, daß die Vorgänger mit 20 fl. Heller besoldet wurden, mit dem Sinken des Geldwertes wurden ihnen die Guldenzulagen bewilligt; dem neuen Stadtschreiber wurde eine Sondergratifikation in Form einer Verehrung von 8 fl. h bewilligt. Aus einer Urkunde vom 26. Januar 1420 können wir den wirtschaftlichen Wert dieses Gehaltes schätzen: 1 Ochse galt 3 fl. h, 1 Kuh 2 fl. h, ein Roß 3 fl. h. Der Gehalt entspricht also einem Wert von 4 Ochsen, 5 Kühen und 2 Rössern, allein in fl. Heller; mit den 7 rhein.

Gulden und den Bezügen aus Privatarbeiten war das ein ganz ansehnliches Einkommen.

Nach dem Ausgabenbuch von 1462 erhält der Stadtschreiber in jedem Quatember 10 ₰ h, also jährlich 40 ₰ h. Dazu kam im Jahre 1479 ein Wohnungsgeld.

Die Räume für die Kanzlei wurden vom Stadtrat gestellt; wo sie sich im Mittelalter befanden, ist nicht bekannt. 1582 ist die neue Stadtkanzlei beim Chor der Martinskirche erbaut worden, das heutige Landratsamt. Die Einrichtung wurde ebenfalls vom Stadtrat geliefert, „ein Prozentenzedel“ für die Be-

rechnung des Ungeldes wird einmal in den Rechnungen aufgeführt.

Mit der Aufhebung der Zunftverfassung, dem Wechsel der Welthandelswege und schließlich den Folgen des 30jährigen Krieges sank die politische Bedeutung der freien Reichsstädte und damit auch die Bedeutung des Stadtschreiberamtes, das in den folgenden Jahrzehnten bis 1803 wohl einige Titelerhöhungen mitmachte, bis es schließlich in dem fast diktatorisch waltenden „Kanzleidirektor“ Friedrich von Lupin (1771—1845) zu Ende ging.

Die Pfarrherren an der Kirche zu Lauben

Von Albert Buck

Die nachstehende Chronologie der Laubener Pfarrherren ist für ein Dorf dieser Größe ungewöhnlich lang. Sie reicht fast lückenlos über sechs Jahrhunderte bis ins 14. Jahrhundert zurück und ist mit ihren vielen Verästelungen eine unerschöpfliche Fundgrube für die Heimat- und Familienforschung. Die Aufstellung dieser „geistlichen Geschlechterfolge“ ist nicht mein Verdienst. Schon 1940 überließ mir der damalige Pfarrer Egg ein Verzeichnis der Prediger an der Kirche „Zu unserer lieben Frau“ in Lauben. Er hatte es während des Glaubensstreites der „Bekennenden Kirche“ nicht ohne tiefere Absicht an die Türe der Laubener Kirche geheftet. Pfarrer Egg hat darin als Quellen Sontheimers „Die Geistlichkeit des Kapitels Ottobeuren“ und Starks „Geschichte der evang. Landgemeinden des Kapitels Memmingen“ genannt und sich auch auf einschlägige Arbeiten des Lic. Friedrich v. Ammon bezogen. Die jüngsten Namen und Daten steuerte der jetzige Laubener Pfarrer Rudolph bei.

1. Ulrich, als erster „Kirchherr“ zu Lauben verzeichnet 1354.
2. Graf Heinrich, Pfarrer und Kämmerer, durch Klaus Tagbrecht von 1372—1393 mit der Laubener Pfründe beliehen.
3. Frissenlaib Anselm, von ?—1452
4. Brehm Johannes von Memmingen, 1452—?
5. Vischer Diepold, von ?—1474. Als sein Vikar wird am 22. 8. 1474 Jacobus Aeblin erwähnt.
6. Eblin Jacob, von 1474—77. Sicher identisch mit dem unter 5. genannten Vikar Aeblin.
7. Weckerlin Georg von Bebenhausen, 1477—?. Er war 1450 an der Universität Heidelberg immatrikuliert und vorher Pfarrer in Rohr, Kapitel Hohenwart.
8. Hiltprand Jodocus, von 1493—1516, wird plebanus (Leutpriester) genannt. Starb in Lauben und liegt im Chor der Kirche begraben.
9. Merklin Johannes von Ketttershausen, von 1516—1524.
10. Kleß Johannes, 1524—?
11. Blaicher Hans war der letzte katholische Vikar in Lauben. Er wurde am Michaelstag 1531 gegen eine von der Stiftung geleistete Abstandszahlung von 12 Maltern Korn aus dem Genuß der Congrua (Pfründe) entfernt. An seine Stelle trat im gleichen Herbst:
12. Ülin Martin als erster lutherischer Prediger (um 1531 bis 1534).
13. Wagner Friedrich, um 1535—37. Erscheint 1538 in Pleß.
14. Mottsch Hanns, um 1537. Vielleicht personengleich mit Johannes Mösch, der nach v. Ammon 1532 Pfarrer in Arlesried war.
15. Leplin Ulrich, um 1542—43 und vielleicht abermals 1568 bis 1569.
16. Schütz Jakob, um 1573—74.
17. Linck Ludwig, um 1594.
18. Schüz Jakob ist wahrscheinlich mit dem unter 16. Genannten identisch. Ich vermute, daß er auch auf dem Laubener Kirchhof begraben ist; denn von den in die Kirchenmauer eingelassenen Pfarrergabsteinen, deren Inschriften schon vor Jahren nicht mehr zu entziffern waren, trug einer das Emblem eines Bogenschützen.

19. Lappelius Ulrich ist möglicherweise der latinisierte Name des unter 15. aufgeführten Leplin.
20. Ruoff Johann, Magister 1606 in Lauben, 1615 in Berg. War als Helfer bei den Pestkranken, starb 1628 in Memmingen als Spitalpfarrer an der Pest.
21. Lang Johann, Magister, 1614—16.
22. Büchelin Matth., Magister, 1616—1629.
23. Laminit Johann, ein Glied des weitläufigen Pfarrergeschlechts der Laminit.
24. Treutlin Jacob, um 1630; er ging später nach Erkheim.
25. Mylius Petrus Memmingensis, was soviel heißt, wie Peter Müller aus Memmingen. Er wirkte in Lauben um 1632.
26. Reusch Joseph, Magister. Von 1634—1649 hatte Lauben, wie auch die übrigen lutherischen Günstalpfarreien, keinen eigenen Prediger mehr. Sie wurden von Magister Reusch aus Memmingen versehen, der in der Laubener Pfarrchronik ein bezeichnendes Gedicht über sein fahrendes Leben hinterlassen hat.
27. Hermann Tobias, Magister, um 1649, war wohl gleichzeitig Pfarrer in Erkheim, später in Woringen und an Unser Frauen in Memmingen.
28. Heiß Johann Georg, 1653—59 in Lauben. Er kam aus Buxach und ging nach Memmingen, wo er 1701 als Superintendent starb. Er war der Vater des unter 32. genannten Joseph Heiß und als ein Mann bekannt, der sich für das Vorwärtstommen seiner Söhne auf nicht immer ganz einwandfreie Weise einsetzte. Aus seiner Amtszeit sind viele Fälle strenger Kirchenzucht und Hexenprozesse überliefert.
29. Prummer Johann, Magister 1659—77. Er kam von Arlesried und ging nach Erkheim.
30. Albrecht Daniel, Magister, 1677—1690.
31. Müller Salomo, 1690—98. Starb als Rektor in Memmingen.
32. Heiß Joseph, Magister. Wurde 1698 in Lauben ordiniert und blieb bis 1703. Er war der jüngere Sohn des unter 28. erwähnten J. G. Heiß. Joseph Heiß ist später als Verteidiger des Pietismus hervorgetreten. 1703 ging er nach Erkheim, ein Jahr später nach Memmingen.
33. Hayl Johann, Magister, 1703 bis 1704 in Lauben. Er kam aus dem Leutkirchischen.
34. Stierlin Johann Martin, war von 1704—32, also 28 Jahre, in Lauben. Er kam von Arlesried und ging nach Frickenhausen.
35. Müller Pankratius, 1732—44. Müller wurde als „guter Katechet und Seelsorger“ bezeichnet und starb 1748 in Woringen.
36. Schmid Franziskus, 1744—50. Er starb in Lauben und ist im Chor der Kirche neben dem Sakristei-Eingang begraben.
37. Stierlin Guilielmus (lat. Wilhelm) Godefried (Gottfried), 1750—55. Kam von Frickenhausen und ging nach Woringen, starb 1760 als Spitalpfarrer in Memmingen.
38. Dorn David, 1755—59, kam aus Arlesried, ging nach Memmingen, wo er 1775 starb. Dorn hat in Memmingen 1773 zum erstenmal die Einführung der öffentlichen Kon-

- firmationsfeier versucht, die sich aber erst 50 Jahre später durchsetzte.
39. Hugel Johann Georg, 1759—70. Kam aus Frickenhausen und starb 1771.
 40. Küner Johann David, begann als Pfarrer in Arlesried, kam über Frickenhausen nach Lauben, wo er von 1770—85 wirkte. Er war später Spitalpfarrer und 1812 Stadtpfarrer an St. Martin.
 41. Rehm Johannes, 1785—1804 in Lauben. Er kam aus Frickenhausen, wo heute noch in der Kirche sein Ölbild hängt. Rehm heiratete, als er 1775 Pfarrer in Arlesried war, die Tochter Anna Katharina des Laubener Pfarrers Dorn (siehe 38.!). In zweiter Ehe vermählte er sich mit einer Pfarrerstochter aus Woringen, die ihm elf Kinder schenkte. Rehm ging 1804 in die Stadt und starb 1826.
 42. Wachter Johann David, war der Nestor der Laubener Pfarrherren, denn er betreute die Gemeinde von 1804 bis 1837, also 33 Jahre. Seit 1833 war ihm der Vikar Köberlin beigegeben. Wachter starb zu Lauben am 21. 1. 1837.
 43. Hanemann Christian Friedrich, 1837—51. Er ging ins Fränkische; sein Verweser war Johann Vogel.
 44. Stellwag Heinrich Daniel Balthasar, 1852—53, starb am 10. 12. 1853 in Lauben. Ein Phile Schramm aus Krumbach verweste die Stelle bis 1855.
 45. Dietlen Karl Ludwig, Pfarrer, Senior und Distriktsschulinspektor, 1855—66. Er kam aus Volkratshofen und starb auf einer Reise in Memmingen. Vikar Gotthilf Pächner war sein Verweser.
 46. Eber G. Matth., 1866—71. Eber wurde ins Ries versetzt. Seine Verweser waren ein Vikar Puchte und Pfarrer i. R. Ott.
 47. Lierhammer Georg Karl, 1871—80. Er starb in Buxach. Vikare: Huith von Dankelsried und Gottf. Rehm von Memmingen.
 48. Kleindienst Franz August Wilhelm, 1890—97. Er zog nach Wörnitz und starb am 9. 9. 1936 in Ansbach. Verweser: Kuhlmann.
 49. Zahn Richard, 1898. Verweser: Wilhelm Drechsel.
 50. Metzeler Georg, 1899—1913, kam aus Bronn, ging nach Hersbruck, starb 1933 in Nürnberg. Verweser: Pfarrer Hermann aus Frickenhausen.
 51. Klein Friedrich, 8. 5. 1914 — 15. 4. 1927. Klein ging als Stadtpfarrer nach Bayreuth und lebt seit 1946 im Ruhestand. Sein Verweser war der Vikar Heinrich Schulz.
 52. Egg Eugen, 1927—1943. Egg ging nach München und wirkt heute an der dortigen Auferstehungskirche.
 53. Fürst Walther, 1943—1954, jetzt Stadtpfarrer in Erlangen. Verweser: Vikar Henry May.
 54. Rudolph Fritz, kam 1954 von Nenzenheim in Mittelfranken nach Lauben. Mit ihm schließt bis auf weiteres diese wahrhaft ehrwürdige Reihe der Priester und Prediger an der Pfarrkirche zu Lauben.

Ein Altar Bernhard Strigels für Rom

Von Gertrud Otto

In der Tschechoslowakei, auf dem jetzt staatlichen Schloß Kynžvart (früher Königswart), werden auf der Empore der Schloßkapelle vier Altargemälde aufbewahrt (Abb. I—IV), unverkennbare Werke Bernhard Strigels, die bei uns noch kaum bekannt geworden sind¹. Jaroslav Pešina² hat ihnen einen ausführlichen Aufsatz gewidmet und die beiden größeren Tafeln abgebildet. Dargestellt sind auf allen Bildern Szenen der Kreuzlegende, die durch Spruchbänder am Boden in ihrer Bedeutung näher erläutert werden.

Das nach der Abfolge des Geschehens erste Bild (230×94 cm) führt die Begegnung der hl. Helena mit dem Juden Judas, dem Sohn des Simon, in Jerusalem vor. Nach der Legende befiehlt sie ihm unter Drohungen, den Ort anzugeben, wo das wahre Kreuz Christi liegt. Ihr Sohn, Kaiser Konstantin, ist, entgegen der Legende, außer den Frauen und Männern des Gefolges, Zeuge des Gesprächs. Bis in die windverwehten Haare und die aufgewühlten Gewänder ist die Erregung in der prachtvollen Gestalt des widerwillig nachgebenden Judas zu spüren, ebenso spiegeln die bewegten Gesten der Kaiserin ihr leidenschaftliches Begehren. Der Ausblick in eine Felsenlandschaft schließt die Szene nach hinten ab.

Auf dem zweiten, kleineren Bild (162×87 cm) trägt Kaiser Konstantin, als Büsser gekleidet, weit ausschreitend, das heilige Kreuz in die Stadt, die in einem Tordurchblick durch gotische Giebelhäuser angedeutet ist. Eine dicht gedrängte Menge von vornehmen Bürgern und von Soldaten mit phantastischen Kopfbedeckungen begleitet den Kaiser.

Im nächsten Bild ist Konstantin, von Soldaten umringt, als der siegreiche Feldherr gegeben, der das Kreuz vor sich hält und damit an die Wahrsagung „In hoc signo vinces“ erinnert. Das tänzelnde Pferd, auf dem er in die Stadt einzieht, benötigt zwar die ganze Breite des Bildes, bringt aber doch in seiner differenzierten Bewegung und plastisch-prallen Erscheinung eine räumliche Vertiefung in den Aufbau, die durch den Blick auf die Häuser im Hintergrund weiter betont wird.

Im letzten Bild, das wieder das große Format hat, erscheint dem sterbend im Bett liegenden Kaiser, der erst jetzt zum Christentum übergetreten war, ein Engel mit dem Kreuz. In

parallelen Schichten sind die weiteren Figuren aufgebaut: ein hinter dem Bett stehender Priester spricht, umgeben von andächtig aufblickendem Volk, die Sterbegebete, und die hl. Helena sitzt weinend im Vordergrund bei dem sterbenden Sohn.

Die verschiedenen Quellen der Kreuzlegende widersprechen sich zum Teil und geben zu allerhand Abweichungen in der bildlichen Darstellung Anlaß. Man wird aber in der historischen Reihenfolge dieser Bilder der Kreuzlegende eine sehr wichtige Szene vermissen: die Darstellung, wie das wahre unter den drei Kreuzen von Golgatha dadurch gefunden wird, daß es seine erweckende Kraft beim Auflegen auf einen Toten erweist.

Es gibt aus Strigels Werkstatt eine derartige Wiedergabe, die freilich wenig glücklich zusammenkomponiert ist mit der nächsten Szene, bei der Papst und Kardinal, Kaiser Konstantin und Kaiserin Helena das wahre Kreuz Christi verehren. Dieses 1926 bei Fischer in Luzern versteigerte Bild aus Pariser Privatbesitz³, das thematisch der Szene des büßenden Konstantin vorangehen müßte, kann aber weder nach seinen Maßen (54 cm hoch × 64 cm breit), noch nach seiner geringeren Qualität zu den Tafeln auf Schloß Königswart gehören. Nur der das ausgegrabene Kreuz aus der Grube hebende Judas kommt in der Größe der Auffassung an den dortigen heran. Die anderen Figuren entsprechen zwar physiognomisch, aber nicht nach ihrer Qualität eigenhändigen Strigelarbeiten. Möglicherweise vereinigt hier eine verkleinerte und beschnittene Werkstattkopie zwei getrennte, verschollene Tafeln, die ehemals zu dem Zyklus in Königswart gehört haben könnten.

Die ursprüngliche Form des gesamten Altars bleibt unbestimmt. Am ehesten wird man die beiden kleineren Bilder, die auf einen Mittelteil hin komponiert sind, als Standflügel ansehen dürfen, die beiden großen als die Außenseiten der beweglichen Altarflügel, deren verschollene Innenseiten entweder in Relief oder in Malerei, wie oben ausgeführt, weitere Szenen der Kreuzlegende brachten. Im Schrein werden, wie üblich, Skulpturen gewesen sein.

Daß die vier Tafeln auf Schloß Königswart Werke Bernhard Strigels und bei gutem Erhaltungszustand von hoher Qualität sind, hat Pešina in seinem Aufsatz bereits ausführlich dargelegt.

Der Meister geht hier in der räumlichen Aufschließung der Bilder, in der plastischen Gestaltung der einzelnen Figuren und in ihrer Gruppierung weit über seine bisherigen Arbeiten, wie etwa den Mindelheimer Altar von 1505, hinaus. Die Typen sind zwar physiognomisch vielfach dieselben geblieben, aber die Auffassung vom Menschen ist vertieft, frühere Härten der Formgebung sind einem neuen Schwung und einer gleitenden Linienführung gewichen. Der Grundzug der Auffassung bleibt aber noch spätgotisch. Auch in ihren malerischen Qualitäten, der Wahl und Abstimmung der Farben, sind die Tafeln, nach freundlicher brieflicher Mitteilung von Professor Pešina, außergewöhnlich und prachtvoll.

Eine Besonderheit blieb bisher unerwähnt: auf dem Bild, das den büßenden, das Kreuz tragenden Kaiser Konstantin darstellt, erscheint unter den Begleitfiguren an erster Stelle ein vornehm gekleideter Mann in brokatener Schaub und mit Barett, der unverkennbar die Züge des römisch-deutschen Königs Maximilian trägt.

Daß Bernhard Strigel den Herrscher wiederholt porträtiert hat, wissen wir nicht nur aus den Bildnissen, der Meister hat es auch selbst schriftlich bekundet. Das erste uns erhaltene Porträt, das Strigel von Maximilian schuf, heute im Museum in Berlin-Dahlem, entstand 1504; es stellt ihn nach rechts gewandt in reinem Profil dar, in pelzverbrämter Schaub und Pelzbarett, die Kette des Goldenen Vlieses um die Schultern gebreitet. Ein Aufenthalt Maximilians in Memmingen im Januar 1504 mag die Gelegenheit für dieses Originalporträt geschaffen haben. Ein weiteres Bild Maximilians, im Dreiviertelprofil, diesmal in der Rüstung und mit den königlichen Insignien, Krone, Königsmantel, Szepter und Schwert ausgezeichnet, hat Strigel wohl auf dem Konstanzer Reichstag 1507 gemalt. Diese offenbar für Geschenkw Zwecke gedachte Fassung ist uns bis heute in einer Reihe von nur wenig variierten Werkstattrepliken erhalten. Das Originalbild ist verschollen. Erst in den letzten Lebensjahren Maximilians, als Strigel 1515 nach Wien kam, hat er außer dem bekannten Gruppenbildnis der kaiserlichen Familie, im Kunsthistorischen Museum in Wien, auch den Kaiser allein, offenbar nach dem Leben porträtiert. Das schönste, sehr kleine Bildnis, das den gealterten Herrscher ganz von der menschlichen Seite auffaßt, befindet sich ebendort.

Außer diesen reinen Porträtbildern hat Strigel den Kaiser aber auch auf szenischen Gruppendarstellungen gemalt. So erscheint er auf dem Bild des Marienbegräbnisses, das er 1518 dem Bischof Slatkonia für dessen Kirche in Hietzing bei Wien stiftete⁴, als vornehmer Privatmann, der durch seine Geste den knienden Bischof der sterbenden Maria empfiehlt. Ein anderes Mal hat Strigel auf dem Bild der Anbetung der Könige des Marienaltars für Kloster Salem dem zweiten König die Züge Maximilians geliehen. Nur wenige Monate früher aber entstand das Porträt, das ihn neben dem kreuztragenden Kaiser Konstantin zeigt. Verglichen mit dem reinen Porträtbild Maximilians von 1504, auf dem er trotz seiner mehr als 40 Jahre noch jugendlich-unbeschwert erscheint, ist er jetzt, drei Jahre später, wesentlich gereifter und gewichtiger wiedergegeben. Der schwerste Schlag, der ihn in dieser Zeit politisch und menschlich getroffen hatte, der vorzeitige Tod seines einzigen Sohnes Philipp, des spanischen Königs, im Jahre 1506, liegt zwischen den beiden Daten. Strigel muß den Herrscher um diese Zeit wieder persönlich gesehen und nach seinen neuesten Eindrücken gemalt haben, vermutlich auch beim Reichstag in Konstanz, wo sich Maximilian von April bis August aufhielt⁵.

Aufschlußreich ist die Geschichte dieser vier Tafeln auf Schloß Kynžvart. Dieses ehemals Metternichsche Schloß Königswart bei Marienbad in Böhmen wurde in den 30er Jahren des 19. Jahrhunderts von dem Kanzler Fürst Metternich umgebaut. Für die Schloßkapelle erhielt er dabei von Papst Gregor XVI. verschiedenartigen Marmor geschenkt⁶, der von der Basilika S. Paolo fuori le mura in Rom kam, die 1823 durch Feuer zerstört worden war (wiederaufgebaut 1854). Aus S. Paolo in Rom nun stammen ursprünglich auch die vier Tafeln der Kreuzlegende⁷, die als ein Geschenk des Papstes an den Fürsten Metternich⁸, wohl weil sie durch den Brand der Basilika heimatlos geworden waren, nach Königswart gelangten.

Wie aber kam der Memminger Meister Bernhard Strigel dazu, einen Altar in eine der bedeutendsten Kirchen Roms zu liefern? Den Schlüssel dazu gibt uns die Darstellung Maximilians auf dem Bild des kreuztragenden Kaisers Konstantin. Maximilian war zweifellos der Stifter dieses Altars, auf seinen Auftrag ging die Themenwahl wie die prächtige Ausführung der Tafeln und seine Porträtendarstellung auf dem einen Bild zurück. S. Paolo fuori le mura, eine der Hauptkirchen Roms, ist von dem römischen Kaiser Konstantin gegründet worden. Unter seiner Regierung hat das Christentum nicht nur endgültig den Schutz des Staates genossen, er hat sich auch persönlich für seine Ausbreitung eingesetzt. Konstantin ist Hauptperson auf den Strigel-tafeln der Kreuzlegende. Wenn sich Maximilian neben Konstantin abbilden ließ, so stellte er sich wohl bewußt in Parallele zu dem römischen Herrscher. Auch er fühlte sich als Schutzherr des Christentums, ihm war es, wie er glaubte, aufgetragen, die alte Kaiseridee neu zu beleben. Als Besiegelung und Dokumentation dieser kaiserlichen Stellung bemühte sich Maximilian seit dem Konstanzer Konzil um die Kaiserkrönung in Rom durch den Papst. Große Mittel wurden durch die Fugger zu dem Romzug flüssig gemacht⁹, zahlreiche Widerstände auf diplomatischem Wege beseitigt, Vorbereitungen aller Art für das große Unternehmen getroffen. Auch der Vatikan mußte noch eindeutiger gewonnen werden. So erscheint im Rahmen all dieser Vorbereitungen und Pläne die Stiftung eines Altars mit der Konstantinsgeschichte für eine römische Hauptkirche als sinnvoller Hinweis Maximilians auf seine Ansprüche und Absichten.

Die Romfahrt zur Kaiserkrönung fand schon in Trient, Anfang Februar 1508 ihr Ende, und Maximilian begnügte sich damit, sich fortan „Erwählter Römischer Kaiser“ zu nennen.

Für die Datierung der Strigel-tafeln gewinnt man durch die geschichtlichen Tatsachen einen ziemlich genauen Ansatzpunkt. Den Auftrag dürfte Maximilian schon auf dem Reichstag in Konstanz erteilt haben, die Ausführung und Ablieferung fällt dann wohl in die zweite Hälfte des Jahres 1507, ein Datum, das auch dem Stilcharakter der Tafeln entspricht.

Ein königlicher Auftrag für ein Geschenk an den Papst: eine höhere Ehre konnte einem Meister nicht widerfahren. Man begreift, daß Bernhard Strigel noch nach vielen Jahren, als Maximilian bereits gestorben war, auf der Inschrift des Cuspinianbildes 1520 voll Stolz bekannte, daß er allein beauftragt war, den Kaiser zu malen, wie einst Apelles Alexander den Großen. Mit diesem Auftrag für Rom begann dann auch der erste künstlerische Aufschwung im Schaffen des Meisters, der sich bald darauf, in den Salemer Tafeln, noch steigern sollte¹⁰.

Der zeitliche Ansatz der Kreuzlegende-Tafeln auf die zweite Hälfte 1507 läßt sich noch stützen durch urkundliche Daten. Maximilian hat sich vom 17. — 28. Dezember 1507 in Memmingen aufgehalten, damals mag Strigel noch die letzte Hand an das Porträt Maximilians für die Kreuztragungstafel gelegt haben. Im Staatsarchiv in Innsbruck wird eine Quittung Bernhard Strigels vom 28. Dezember 1507 aufbewahrt, mit der er bekennt, von dem Zahlschreiber Römisch königlicher Majestät 20 rhein. Gulden erhalten zu haben „an meiner schuld vnnd arbeit so ich königlicher Majestät gemalt vnnd gemacht hab“. Es handelt sich hier also um eine Abschlagszahlung des ständig in Geldnöten lebenden Herrschers, die sich sehr wohl auf den Altar für Rom beziehen kann¹¹.

Wie eingangs gesagt, befinden sich die vier Strigel-Tafeln der Kreuzlegende für Rom heute in tschechoslowakischem Staatsbesitz. Man hofft, das schöne Werk in die National-Galerie nach Prag überführen zu können und es so einem größeren Publikum zugänglich zu machen. Für die Beurteilung Bernhard Strigels ist mit der Kenntnis der Kreuzlegende-Tafeln ein weiteres wichtiges Werk gewonnen.

Anmerkungen:

¹ Stange, Deutsche Malerei der Gotik, Bd. 8 (1957), S. 144

² Pešina in: Zprávy Památkové Péče, Bd. 14 (Praha 1954), S. 148 f.

³ Katalog der Auktion Theodor Fischer, Sammlung Frau de L., Luzern 1926, Nr. 147

- ⁴ Ankiewicz in: Kunst und Kunsthandwerk, 19. Jg. (Wien 1916), S. 293 ff. Das Bild, später im Museum in Straßburg, ist dort 1947 verbrannt.
⁵ Stälin in: Forschungen zur deutschen Geschichte Bd. 1 (Göttingen 1860), S. 350 ff.
⁶ Topographie der histor. u. kunstgeschichtl. Denkmale in der Tschechoslowak. Republik, Land Böhmen, Bd. 50, Bezirke Tepl und Marienbad (Augsburg 1932), S. 47
⁷ Pešina a. a. O.

- ⁸ Rokytka, Kynžvart, Praha 1958, S. 13
⁹ v. Pölnitz, Jakob Fugger, Kaiser, Kirche und Kapital in der oberdeutschen Renaissance. Tübingen 1949, S. 167 ff.
¹⁰ Stange a. a. O. S. 143 und Otto in: Das schöne Allgäu, 1959, S. 166
¹¹ Das bisher stets ungenau wiedergegebene Zitat „für das, was er ... gemacht hat“ führte zu der falschen Deutung, daß mit den 20 Gulden die Replik des Maximilianporträts für die Johanniter in Straßburg bezahlt worden sei, da dieses (inzwischen verbrannte) Bild die Jahreszahl 1507 trug.

Ein unbekanntes Vesperbild in Buxheim

Von Tilmann Breuer

Das Pfarramt in Buxheim hat ein Vesperbild in seine Obhut genommen, das bis vor kurzem völlig unbeachtet in der dortigen Friedhofkapelle stand. Es ist aus Lindenholz geschnitzt, 85 cm hoch, und trägt eine erneuerte farbige Fassung (Abb. 1,3). Fast waagrecht liegt der Leichnam des toten Sohnes im Schoß der Mutter, ihr rechtes Knie unterstützt den Rücken, ihr linkes die Oberschenkel, während ihre Rechte den zurückgesunkenen Kopf hält. Durchaus glaubhaft ist die Last verteilt, die klare Führung der Mantelfalten unterstützt die sockelhafte Festigkeit der unteren Partie. Über der Waagrechten des Christuskörpers ist der Oberkörper Mariä senkrecht aufgebaut; umhüllt von dem weiten Kopftuch senkt sich ihr Haupt in trauernder Betrachtung dem Sohne zu. Die schwingende Faltung von Mantel und Kopftuch umspielt in schönem Rhythmus die Bewegung der Gottesmutter, die gerade in ihrer Schlichtheit von überzeugender Innigkeit ist. Die beiden Hände Christi, in der Linken Mariä übereinandergelegt, bilden die Mitte der Komposition.

Das Buxheimer Vesperbild stammt aus dem ersten Drittel des 15. Jahrhunderts, aus einer Zeit also, die uns mit einer unübersehbaren Zahl von Vesperbildern beschenkt hat. Der Darstellungstypus des Vesperbildes, d. h. die Marienklage als plastischer Figurengruppe, ist gegen 1300 von der deutschen Kunst geschaffen worden¹. In den Berichten der Evangelien findet sich keine Stelle, die dieser Darstellungsform – einer der ergreifendsten der christlichen Ikonographie überhaupt – zugrunde gelegt werden konnte. Vielmehr hat sich jene Gruppe aus dem Bildzusammenhang von Kreuzabnahme und Grablegung herausgelöst; zweifellos haben dabei Vorstellungen der mystischen Dichtung mitgewirkt. Nur die innige Versenkung in den Schmerz der Mutter um den toten Sohn, die zugleich tiefste Betrachtung des Erlösertodes selbst ist, konnte diese Bildform entstehen lassen. Es scheint zunächst, seit dem frühen 14. Jahrhundert, zwei verschiedene Typen gegeben zu haben. Der eine Typus, noch erfüllt von dem monumentalen Sinn der vergangenen Kaiserzeit, zeigt, oft lebensgroß, den Leichnam des Sohnes auf dem Schoß der Mutter, in steilem Sitz verkrampft; von fassungslosem Schmerz zerkürrt neigt sich das Antlitz Mariä über den Sohn². Der andere Typus läßt den Leichnam des Sohnes auf dem Schoß der Mutter kindhaft klein werden; geheimnisvoll wird der Kreis von Geburt und Tod Christi geschlossen, eine tiefe Vision mystischer Betrachtung³. Beide Möglichkeiten der Betrachtung leben in das 15. Jahrhundert hinein fort, vielfach gewandelt, mit neuem Sinn erfüllt. Besonders der ergreifend heroische Ausdruckscharakter des ersten Typs wird, bei konsequenter Fortbildung der formalen Anlage, gemildert und ins Stille, Liebliche abgewandelt; auch der Maßstab wird kleiner. Das Vesperbild aus Baden bei Wien im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum, aus Steinguß, 77 cm hoch, wohl doch schon um 1400 entstanden, zeigt den Unterschied⁴. Ein Motiv allein ist schon bezeichnend: der rechte Arm Christi, der bei den frühen Vesperbildern jäh und schroff herunterhing, ist heraufgenommen und liegt in der Linken Mariä.

Im frühen 15. Jahrhundert entstehen solche Gruppen in großer Zahl; man muß Werkstätten vermuten, die sie auch exportieren. Auch in Italien werden von deutschen Wanderkünstlern geschaffene Vesperbilder beliebt⁵. Ein erster Überblick sieht bei

diesen Gruppen des beginnenden 15. Jahrhunderts vor allem die gemeinsamen Unterschiede gegenüber den älteren Werken; ihnen gegenüber scheinen sie sich als ein eigener Typus zusammenzuschließen. Eine eindringliche Betrachtung zeigt jedoch, daß es auch innerhalb der Schöpfungen dieser Epoche, abgesehen von den jetzt zahlreich werdenden schwächeren und konventionelleren Werken, eigenständige Schöpfungen von ganz gegensätzlichen Ausdruckscharakteren gibt. Zwei Werke mögen die ganze Spannweite zeigen, innerhalb deren sich im frühen 15. Jahrhundert individuelle Konzeptionen aussondern, einmal die Pietà aus der Elisabethkirche in Breslau im dortigen Kunstgewerbemuseum, Kalkstein (Abb. 6), zum andern die Pietà aus Steinberg (L. K. Ulm), jetzt in der städt. Skulpturensammlung Frankfurt/Main, Terrakotta, 73 cm hoch (Abb. 4). Die Breslauer Gruppe lebt von einem reichen, mit großer Kunst durchgeführten Bewegungsmotiv. Die leichte Schräge des Christuskörpers ist bezogen auf die Gegenbewegung von Kopf und Oberkörper Mariä; ein Rhythmus, der die ganze Gruppe ergriffen hat, schafft zugleich einen Abstand des Betrachtens zwischen Christus und Maria. Es erscheint konsequent, daß Maria sich in staunendem Schmerz an die Brust greift, und daß es damit nicht zu jenem feinen Spiel der Hände kommen kann wie bei der Badener und bei der Buxheimer Gruppe. Der Rhythmus der Breslauer Pietà erinnert stark an den figürlichen Aufbau der sogenannten „Schönen Madonnen“, bei denen ja auch der Rhythmus der ganzen Madonnenfigur die Spannung schafft, in der Mutter und Kind – hier im Spiel – aufeinander bezogen sind. Beides – die Schönen Madonnen dieser Art ebenso wie die Breslauer Pietà und ihre nächsten Verwandten – dürfen wir wohl als Zeugen ostdeutscher Kunst werten. Dagegen erinnert eigenartigerweise das Steinberger Vesperbild viel stärker an die Werke des 14. Jahrhunderts. Der Schmerz der Mutter, dort in monumentaler Größe vor- und hingestellt, wird hier zu einem individuellen, persönlichen Schmerz. Bezeichnend ist der entschiedene Griff Mariä nach der Rechten Christi; schwer neigt sich der Oberkörper der Gottesmutter über den toten Sohn. Statt der fast eleganten Form der Breslauer Pietà wird hier geradezu ein Versinken im Schmerz gegeben. Das Steinberger Vesperbild muß als ein Zeugnis schwäbischer Kunst gelten. Diese Annahme wird schon erhärtet durch eine fast wörtliche Replik im Neuen Schloß zu Ottingen (L. K. Nördlingen)⁶. Ähnliche Auffassung zeigt ein deutsches Vesperbild in San Marco zu Venedig⁷, das versuchsweise dem schwäbischen Kunstkreis zugesprochen wurde. Unsere Buxheimer Pietà schließlich, deren eigentlich ergreifendes Motiv ja auch die Hinneigung der Mutter zu dem toten Sohne ist, steht in dieser Hinsicht, von dem Breslauer Bild und seinen Verwandten weit entfernt, dem Steinberger Bild nahe, wenn auch in Buxheim alles stiller und lieblicher bleibt. Wir dürfen annehmen, daß unsere Buxheimer Pietà den autochthon schwäbischen Stücken zugezählt werden muß.

Der Unterschied zwischen dem Typus der Breslauer und der Steinberger Pietà ist jedoch nur bedingt als ein kunstgeographischer zu sehen; in gewissem Sinne muß er auch als ein chronologischer betrachtet werden. Die Zeit kurz nach 1400 war, ganz allgemein gesehen, dem eleganteren Typus günstiger. Dieser hat daher auch die weite Überzahl der Vesperbilder bestimmt; in

einer etwas provinziellen Form findet er sich z. B. bei dem mit der Jahreszahl 1416 bezeichneten Vesperbild der Dominikanerkirche in Wimpfen⁸; auch das Vesperbild im Altar der südlichen Kapelle der Pfarrkirche zu Lautrach zeigt Anklänge an diesen Typ. Erst beim Abklingen des „Weichen Stils“, als der Sinn für die schöne Form wieder einem größeren Sinn für den Ausdruck menschlichen Schmerzes weicht, sind Schöpfungen wie die Steinberger Pietà wieder wahrscheinlicher, kann über ein Jahrhundert hinweg wieder der Geist der frühen Vesperbilder lebendig werden. Es nimmt daher nicht wunder, wenn — aus anderen Voraussetzungen heraus — die Pietà von San Marco in Venedig erst gegen 1430 angesetzt wird. Kunstgeographische und kunstgeschichtliche Betrachtung schließen sich zusammen: Oberschwaben, dessen bedeutendste Beiträge zur Plastik des weichen Stils Gruppen trauernder Frauen sind — aus Eriskirch in der Lorenzkapelle zu Rottweil, aus Mittelbiberach im Deutschen Museum in Berlin und in Buchau am Federsee, sämtlich nicht in der ersten Phase des weichen Stils entstanden¹⁰ — findet auch die ihm gemäße Form des Vesperbildes erst um 1420–30.

Dieser von allgemeinen Gesichtspunkten her gewonnene Ansatz für das Buxheimer Vesperbild — oberschwäbisch, um 1420/30 — soll nun durch einen Vergleich mit einer anderen bedeutenden oberschwäbischen Werkgruppe erhärtet werden. Ebenso wie die Gesamtaufassung des Vesperbildes von Breslau ihre Entsprechung in den ostdeutschen Schönen Madonnen hat, haben ja die schwäbischen Vesperbilder ihre Entsprechung in den Gruppen trauernder Frauen. Bei einem Vergleich der Buxheimer Gruppe kann nur ein Werk herangezogen werden, das mindestens den gleichen künstlerischen Rang einnimmt. Hier bieten sich aber eigentlich nur jene Gruppen trauernder Frauen an, und unter ihnen vor allem die Eriskircher und die ihr verwandten Werke (Abb. 5). Wie wir glauben, mit Recht, hat man auch die Eriskircher Gruppe erst in das dritte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts datiert¹¹. Die wichtigste Gemeinsamkeit zwischen der Buxheimer Gruppe und den Eriskircher Figuren — besonders der bedeutendsten unter ihnen, der Maria — ist die Geschlossenheit des Umrisses und die entschiedene Wendung des Kopfes innerhalb dieses Umrisses. Hier wie dort bildet das Kopftuch eine weite, raumhaltige Schale, in die der schöne, längsovale Kopf mit seinem langen Nasenrücken, dem weich vorgewölbten Mund, dem kleinen Kinn und den hochgezogenen Augenbrauen eingebettet ist. Auffällig ist die Art, in der bei der Buxheimer Maria das Kopftuch unter dem Hals wieder hochgenommen ist; dasselbe Motiv kehrt, ähnlich durchgeführt, bei einer anderen Figur aus dem Eriskircher Kreis wieder, einer trauernden Frau in Madrider Privatbesitz¹². Darüber hinaus haben die Buxheimer Pietà und die Eriskircher Maria eine ganze Reihe wichtiger Details gemeinsam. Das große Faltenmotiv am Rücken der Eriskircher Figur, jene U-förmig gebrochene, von kleineren Graten begleitete Röhrenfalte wird zwischen den Knien der Buxheimer Gruppe abgewandelt. Bei beiden Figuren bilden sich über den Knien Faltengrate, die dann über dem Boden umbrechen; und auch der Umschlag der Falte am Boden im Rücken der Eriskircher Maria, der sich dann in einem S-förmigen Saum öffnet, kehrt in Buxheim links am Boden wieder.

Freilich dürfen auch die Unterschiede zwischen den Eriskircher Figuren und der Buxheimer Pietà nicht übersehen werden; sie werden besonders deutlich beim Vergleich mit einem Vesperbild, das dem Meister von Eriskirch zugeschrieben wurde (ehemals Sammlung Schuster, Frankfurt/Main, jetzt Sammlung Hartmann; Lindenholz, 90 cm hoch)¹³. Wenn dieses Bild (Abb. 2) auch mit dem Stil der Rottweiler Figuren in engen Zusammenhang gebracht werden muß, so wird man es doch dem Hauptmeister selbst nicht zuschreiben dürfen, denn es erreicht nicht die Feinheit und Intensität der besten Rottweiler Figuren. Diese Unterschiede lassen sich dahingehend zusammenfassen, daß in Buxheim alles weniger weich, metallischer und eckiger gegeben ist, daß unter dem Gewand das Gerüst des Körpers um einen Grad deutlicher spürbar wird. Darüber hinaus ist die Auffassung des Schmerzes bei dem Buxheimer Bild wesentlich vertieft, die Empfindung auch gegenüber den besten Rottweiler Figuren noch verfeinert. Diese Unterschiede lassen die Buxheimer Pietà

moderner erscheinen als alle Figuren, die bisher mit dem Eriskircher Kreis in Verbindung gebracht worden sind; sie lassen in manchen Zügen schon den Geist der dreißiger und vierziger Jahre des 15. Jahrhunderts ahnen, der die schöne Form des weichen Stiles aufbrechen und statt dessen wieder nach starkem, geradezu dramatischem Ausdruck suchen wird¹⁴.

Die um die Rottweiler Figuren gruppierten Werke sind unter sich so verschieden, daß man statt von einem Meister von Eriskirch besser von einer Eriskircher Werkstatt sprechen wird¹⁵. Der Vergleich unserer Buxheimer Pietà mit jener Figurengruppe zeigt jedenfalls, wie dieses Werk mit den besten oberschwäbischen Werken des weichen Stils verbunden ist, bestätigt andererseits aber auch die vorgeschlagene Datierung in das dritte Jahrzehnt des 15. Jahrhunderts. Die Vermutung, daß in einem fortgeschrittenen Stadium die Eriskircher Werkstatt oder einer ihrer Ausläufer auch das Buxheimer Vesperbild hervorgebracht hat, sei hier wenigstens zur Diskussion gestellt.

Anmerkungen:

¹ Zum Problemkreis der deutschen Pietà vgl. vor allem: Wilhelm Pinder, Die dichterische Wurzel der Pietà. Repertorium für Kunstwissenschaft 42, 1920, S. 145 ff. — Julius Baum, Gotische Bildwerke Schwabens, Augsburg—Stuttgart 1921. — Wilhelm Pinder, Die Pietà. Leipzig 1922. — Walter Passarge, Das deutsche Vesperbild im Mittelalter. Köln 1924. — Wilhelm Pinder, Die deutsche Plastik vom ausgehenden Mittelalter bis zum Ende der Renaissance. Wildpark—Potsdam 1923, S. 96 ff., S. 171 ff. — Theodor Demmler, Die mittelalterlichen Pietà-Gruppen im Kaiser-Friedrich-Museum. Berichte aus den preussischen Kunstsammlungen 42, 1921, S. 117 ff. — Frieda Carla Schneider, Die mittelalterlichen deutschen Typen und die Vorformen des Vesperbildes. Phil. Diss. Kiel 1925, Rendsburg 1931.

² Eines der frühesten und ergreifendsten Beispiele ist das aus dem Zisterzienserinnenkloster Sonnefeld stammende, in den Kunstsammlungen der Veste Coburg aufbewahrte Vesperbild. Abb. bei W. Pinder, Vom Wesen und Werden der deutschen Formen, Bd. II, Die Kunst der ersten Bürgerzeit, Frankfurt 1956, Bildband Tafel 100.

³ So wahrscheinlich bei dem Vesperbild aus Radolfzell im Erzbischöflichen Museum zu Freiburg i. B., um 1330/40. Abb. bei Baum a. a. O. Tafel 79/80. Der Christuskörper ist verloren.

⁴ Abbildung bei Pinder, Die Kunst der ersten Bürgerzeit, Taf. 328.

⁵ Vgl. Werner Korte, Deutsche Vesperbilder in Italien. Kunstgeschichtliches Jahrbuch der Bibliotheca Hertziana 1, 1937, S. 1 ff.

⁶ Vgl. Karl Gröber und Adam Horn, Die Kunstdenkmäler von Bayern. Schwaben I. Bezirksamt Nördlingen, München 1938, S. 402 u. Abb. 506. Der Hinweis auf dieses Vesperbild wird Dr. A. Schädler, München, verdankt.

⁷ Korte a. a. O. S. 36.

⁸ Baum a. a. O. S. 156, Taf. 86. Gebrannter Ton, 60 cm hoch.

⁹ Korte a. a. O. S. 36.

¹⁰ Georg Weise, Mittelalterliche Bildwerke des Kaiser-Friedrich-Museums und ihre nächsten Verwandten. Reutlingen 1924, S. 7 f. m. Abb.

¹¹ Georg Weise, Spätgotische Bildwerke der Lorenzkapelle in Rottweil. Tübingen 1955, S. 7.

¹² Georg Weise, Mittelalterliche Bildwerke . . . , S. 45 mit Abb.

¹³ Hubert Wilm, Sammlung Georg Schuster. München 1937 (Versteigerungskatalog), S. 20, Abb. 23, 24. — Der Hinweis auf diese Pietà wird Dr. A. Schädler, München, verdankt, der uns auch auf eine Pietà aus Kleinweiler (Lkr. Kempten) aufmerksam machte, die er in engste Verbindung mit dem Eriskircher Meister bringt. Was in unserem Vergleich über die Gruppe der Sammlung Schuster gesagt wird, gilt sinngemäß auch für diese Gruppe. Nebenbei sei vermerkt, daß der Typus des Sockels bei der Buxheimer Figur sowohl mit dem bei der Gruppe der Sammlung Schuster, als auch bei der Gruppe aus Kleinweiler und der Gruppe in Lautrach übereinstimmt. Die Gruppe aus Kleinweiler neuerdings abgebildet bei Alfred Schädler, Allgäu, München 1959, Tafel 91.

¹⁴ Vgl. die Charakterisierungen bei Pinder, Deutsche Plastik, S. 243 ff.

¹⁵ Vgl. Julius Baum, Der Meister von Eriskirch. Jahrbuch für Kunstsammler 2, 1922, S. 43 ff. Ein Vesperbild aus Lindenholz, das als ein Ausläufer der Richtung des Meisters von Eriskirch angesehen werden kann (vgl. Ph. M. Halm u. Gg. Lill, Die Bildwerke des Bayer. Nationalmuseums in Holz und Stein vom 12. Jahrhundert bis 1450, Augsburg 1924, S. 51, Taf. 117), hat mit unserem Werk gemeinsam die Neigung Mariä über Christus und daß — wie übrigens auch bei der Figur von Kleinweiler — am Oberkörper Mariä Gewand und Gürtel sichtbar werden. Jedoch reicht diese Gruppe qualitätsmäßig weder an die Rottweiler noch an die Buxheimer Pietà heran.



Abb. 2 Vesperbild in Frankfurt, Slg. Hartmann



Abb. 3 Vesperbild in Buxheim (Teilansicht)



Abb. 5 Trauernde Maria aus Friskirch, Rottweil, Lorenzkapelle



Abb. 6 Vesperbild in Breslau, Kunstgewerbemuseum

BEI LAGE ZU DEN MEMMINGER GESCHICHTSBLÄTTERN (JAHRESHEFT 1958)

Fotos: Aus: Hubert Wilm, Die Sammlung G. Schuster, München 1937, Tafel 11 (2) · O. Miller, Memmingen (3) · Landesbildstelle Württemberg, Stuttgart (5)
Bildarchiv Foto Marburg (6)



Abb. I—IV Bernhard Strigel. Vier Bilder der Kreuzlegende. Schloß Kynžvart bei Marienbad



Fotos: Statní Ústav Památkové Péče v Praze



Abb. 1 Vesperbild in Buxheim (Landkreis Memmingen)



Abb. 4 Vesperbild aus Steinberg (Landkreis Ulm). Frankfurt, Städt. Skulpturensammlungen

Eine steinerne Streitaxt aus Kronburg

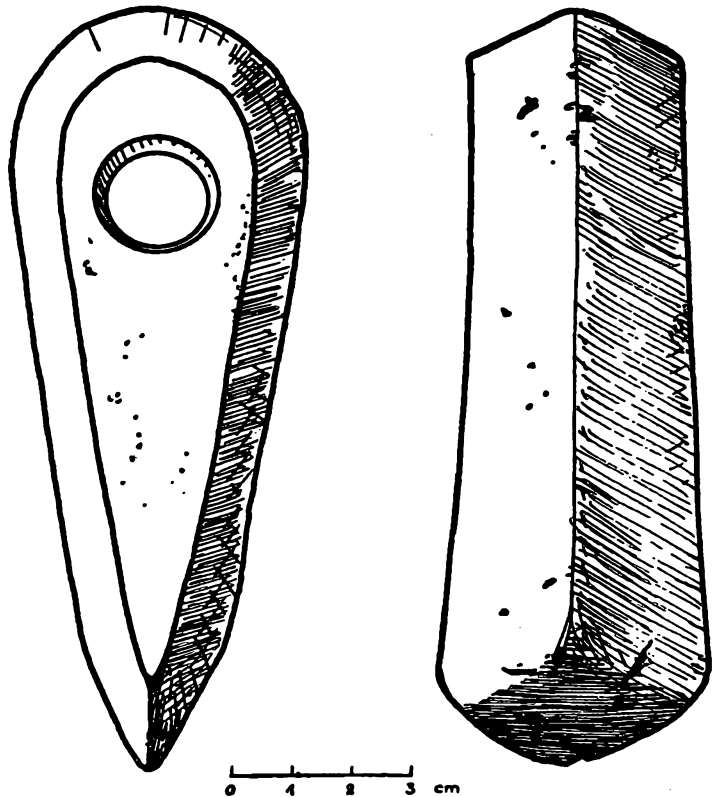
Von Gerhard Pohl

Am 10. August 1957 fand der Schüler Peter Beyer aus Legau in der Flur „Im Schollen“ zwischen dem Schloßberg Kronburg und dem Hohen Rain, im Landkreis Memmingen, ein sehr regelmäßig gearbeitetes Steingerät, das als Steinbeil angesprochen wurde, jedoch auf Grund seiner Durchlochung als Steinaxt zu bezeichnen ist.

Bei der Besichtigung der Fundstelle durch Kreisheimatpfleger H. Zeller zeigte sich, daß an der in Frage kommenden Stelle des Ackers ein runder Platz von etwa 25 m Durchmesser auffallend stark mit Kies durchsetzt ist, während die sonstige Fläche einen fast steinlosen Lehm Boden aufweist. Eine Verfärbung der Erde zeigte sich nicht, auch wurden keine anderen Steingeräte wie z. B. Abschlüge und dergleichen oder Scherben beim Absuchen des Ackers entdeckt. Soweit der Fundbericht.

Die Steinaxt hat eine Länge von 13 cm, eine größte Breite von 4,5 cm im Bereich der Durchlochung und eine Höhe von 3,4 cm am Nacken und 4,3 cm an der Schneide. Sie besteht aus einem hellgrauen Gestein von porösem Aussehen, welches nach Auskunft des Geolog. Landesamtes ein Diabas sein könnte. Von oben gesehen hat die Axt die Form eines langgezogenen Eies mit der kreisrunden Durchbohrung im rundgebogenen Nackenteil und der zur Schneide ausgezogenen Spitze. Von der Seite gesehen, fallen die fast parallelen Ober- und Unterkanten auf, die zur Schneide hin ein wenig auseinanderweichen. Die Schneide selbst ist bogenförmig gestaltet, wobei der Mittelteil der Schneide gegenüber den Eckpunkten um 12 mm vorspringt. Die Seitenflächen der Axt sind nicht eben, sondern besitzen in der Mittellinie eine flache dachförmige Erhöhung, einen Grat, der um den runden Nacken herumläuft und sich erst vorn an der Schneiden-schrägung verliert.

Mit diesen beiden Hauptmerkmalen, dem seitlichen Grat und dem runden, kurzen Nackenteil mit kreisrunder Durchbohrung gehört die Axt einem ganz bestimmten Typ an, das heißt also, daß unsere Axt aus Kronburg nicht einmalig ist in ihrer Gestaltung, sondern daß schon eine Reihe anderer Äxte von gleicher Gestalt bekannt sind. Das Verbreitungsgebiet dieser Äxte reicht von der Warthe und von Schlesien über Böhmen bis nach Oberösterreich; dazu kommen einzelne Exemplare aus Ungarn, vom Bodensee und auch aus Bayern, wie unser Stück zeigt, wozu wir noch ein zweites aus Aschheim bei München nennen können, welches ebenfalls 1957 gefunden wurde. Sogar aus Dänemark ist ein Stück bekannt geworden. Es handelt sich um eine verhältnismäßig kleine Gruppe von Äxten, die 1918 von Nils Aberg zu seinem ostdeutschen Typ der doppelschneidigen Streitäxte gezählt wurden, obwohl von einer Doppelschneidigkeit bei den erwähnten Stücken keine Rede sein kann und wir heute eher



Museum Memmingen, Inv. Nr. 2,790, Vorgesch. Nr. 346

annehmen möchten, daß sie nach metallenen, also kupfernen Vorbildern geformt worden sind. Während sie im Süden, am Bodensee und in Österreich, am Mondsee und Attersee, in Pfahlbauten gefunden worden sind, treten sie in Böhmen zusammen mit der dortigen nordischen Keramik auf. Da unsere Axt ein Einzelfund ist, wie das so häufig bei Steinäxten und Steinbeilen der Fall zu sein pflegt, können wir sie also keiner bestimmten Kultur zuordnen, gehen wohl aber nicht fehl, wenn wir annehmen, daß sie einer jener süddeutschen endneolithischen Kulturen angehört haben mag, die mehr oder weniger starke Beziehungen zur mitteleuropäischen Trichterbecherkultur aufweisen. — Der Fund ist in die Zeit zwischen 2000 und 1800 v. Chr. zu setzen.

CASSILIACUM

Funde aus der Römerzeit im Stadt- und Landkreis Memmingen

Von Walter Braun

(Fortsetzung)

Vorbemerkung

Die Zusammenstellung der römischen Funde im Stadt- und Landkreis Memmingen, die unter dem Titel „Cassiliacum“ im Jahresheft 1951 der „Memminger Geschichtsblätter“ begonnen und in den Heften 1952/53 und 1954/55/56 weitergeführt worden ist, ist durch einige Krankheiten des Verfassers unterbrochen worden. Da in der Zwischenzeit von anderen Stellen, wie von der Kommission zur archäologischen Erforschung des

spätromischen Raetien bei der Bayer. Akademie der Wissenschaften in München, und von Oberstudienrat Dr. Richard Knussert in Kempten die Römerforschung in unserer Heimat weitergetrieben worden ist, möchte ich möglichst vermeiden, daß sich diese Arbeiten überschneiden bzw. aneinander vorbeilaufen. Es wird deshalb mit den Kapiteln III und IV und einigen Nachträgen samt einer kurzen Zusammenfassung meine bisherige Kenntnis über die Spuren der Römerzeit in unserer näheren Heimat abgeschlossen.

III. Sonstige Bodenfunde (außer Münzen)

Ein Fund besonderer Art fehlt noch, der ja nicht übersehen werden darf: der Fund eines ehernen *Janus-Kopfes* auf dem Memminger Marktplatz im Jahre 1458. Lassen wir die schriftlichen Überlieferungen in der zeitlichen Reihenfolge sprechen!

a) Handschriftliche Chronik von Erhart Wintergerst († 1471), Stadtbibliothek Memmingen 2, 19. 20. Seite 88: „Ao 1458 Es wiert ein Bildt von Ertz gegossen auff dem markht außgegraben, welches eines abgotts, oder teyffels gestalt hatte, es hate zwen Köpff, kundte niemands wissen, was für ein Bildnus es wär.“

b) Danach Christoph Schorer, Memminger Chronik, Ulm 1660, Seite 22: „1458. In diesem Jahr, als man auff dem Markht grabte, fand man ein von Ertz gegossenes Bild mit zweyen Köpfen, wuste Niemand seine Deutung. Vielleicht waren es zwey Gesichter und war Janus Bifrons.“

c) Jakob Friedrich Unold, Geschichte der Stadt Memmingen, Memmingen 1826, Seite 2: „... der ehernen Kopf mit zwei Gesichtern, ein Januskopf, der im Jahre 1458 auf dem Markte beim Rathshaus aufgefunden, und dann im Zeughaus aufbewahrt wurde, von wo er bei der Räumung des Zeughauses durch die Österreicher (1796) auch fort kam.“

d) Dr. Julius Miedel im 1. Jahresbericht des Memminger Altertumsvereins 1882 (späterer Eintrag von 1912), Seite 30 b: „Weil erzählt wurde, er (= Januskopf) sei s. Z. ins Armeemuseum nach Wien gekommen, fragte ich 1912 dort an, ob das stimme, worauf ich die Antwort erhielt, es sei nichts von einem Januskopf bekannt.“

Vor dem 2. Weltkrieg habe ich mich noch beim Tiroler Landesmuseum in Innsbruck nach diesem Januskopf erkundigt; die Antwort hieß auch hier, daß über einen Januskopf aus Erz (Bronze) nichts bekannt sei.

Daß die alten Memminger vor der Zeit des Humanismus das Fundstück aufgehoben haben, und daß es die Österreicher, wie sie schon gerade beim „Mitnehmen“ waren, mit den Memminger Geschützen mitgenommen haben, spricht für die Beachtlichkeit des Stückes. Es muß mindestens so groß gewesen sein, daß es nicht von einer kleinen römischen Statuette stammen konnte. Und wenn es schon deshalb nicht im Sturmgepäck eines Legionärs oder im Musterkoffer eines römischen Kaufmanns zu uns gekommen ist, dann könnte es am ehesten in einem Heiligtum des Gottes Janus aufgestellt gewesen sein, das beim Burgus stand oder zum Gutshof bei Amendingen gehörte. Oder im Straßenort Cassiliacum?

Ein „römischer Altar“ sei noch am Schluß erwähnt; von ihm ist die Rede im „Memminger Intelligenz-Blatt“ 1828, Nr. 51 vom 20. Dezember, wo Joh. Rheineck unter abhandeln gekommenen Büchern „eine sehr wichtige Landkarte“ ausschreibt, „worauf ein römischer Altar, welcher in unserer Nachbarschaft gefunden worden, ein Denkstein mit einer rugischen Inschrift und eine Menge römischer Grabhügel“ zu sehen waren. Sollte sich das auf eine von Raisersche Karte beziehen? Der Altar ist zum mindesten nicht mit einem bestimmten Platz in Verbindung zu bringen, wie ja die „römischen“ Zuschreibungen aus dieser Zeit sehr kritisch zu prüfen sind.

Das sind also alle römischen Fundstücke im Stadt- und Landkreis Memmingen, von denen ich weiß. Es wäre für die Heimatforschung äußerst wichtig, daß weiterhin alle altertumsverdächtigen Funde den Heimatpflegern oder den Kreisbehörden bzw. der Landpolizei gemeldet werden.

IV. Römerstraßen

A. Die Römerstraße Vermania — Viaca — Augusta Vindelicorum

Auf der Peutingerkarte ist eine Römerstraße von Brigantium über Viaca nach Augusta Vindelicorum eingetragen, die nicht über Cambodunum führt. Sie muß deshalb nördlich am heutigen Kempten vorbei direkt nach Augsburg gegangen sein. Ihr Verlauf von Regenz bis in die Gegend von Isny bzw. von dort nach Kempten steht einwandfrei fest; die Straßenstation Ve-

mania wird bei Maierhöfen angenommen, ohne daß endgültige Forschungsergebnisse darüber bis jetzt veröffentlicht worden sind. Burkwang bei Isny, die kleine spätrömische Anlage, scheidet sicher aus.

Aus dem Raum von Isny nach Augsburg muß eine einigermaßen gradlinig gezogene Römerstraße über den Raum von Memmingen gehen. Den Landschaftsformen nach wäre die Idealtrasse über Friesenhofen, Frauenzell, Legau, Hitzenhofer Feld, Memmingen usw. zu suchen, da die eiszeitliche Senke des Eschachtales südlich von Leutkirch zwar für einen Straßenbau geeignet scheint, das Aitrachtal zwischen Unterzell und Aichstetten dagegen durch den Fluß und seine sumpfigen Niederungen zu ungünstig gewesen ist. Möglich wäre auch noch der Verlauf der Straße über die Höhe von Ottmannshofen. Deutliche Straßenspuren in diesem Gebiet sind bis jetzt noch nicht erforscht und noch nicht entdeckt worden.

Der ideale *Iller-Übergang* wäre wohl an der Stelle zu suchen, wo auf keiner Flußseite Steilwände schwierige Rampenbauten erfordern und das Gefälle zum Flußübergang hinunter nicht zu groß ist. Der geeignetste Platz hierfür ist bei dem uralten Flußübergang Ferthofen. Ein paar Schnittgräben von Hermann Zeller vor mehr als zehn Jahren auf dem beherrschenden Hügel östlich oberhalb der heutigen Brücke gaben keinerlei Siedlungsspuren preis; eine spätere, noch nicht veröffentlichte Versuchgrabung der Rätischen Kommission hat aber Hinweise auf die Römerzeit gebracht. Feststeht, daß die Iller noch bis in die letzten hundert Jahre den Höhenzug südlich Ferthofen gewaltig verkleinert hat; erst im Jahre 1953 oder 54 hat der letzte Bergbruch südlich Ferthofen am Illersteilhang stattgefunden, ein Beweis, wieviel in bald 2000 Jahren die Iller an diesem Prallhang abgerissen haben mag. So dürfte ein römischer Stützpunkt am Illerübergang eben längst vom Fluß weggeschwemmt worden sein. Die „Schanze“ beim Klausstich (Gmd. Aitrach, L. K. Wangen) hängt sicher nicht damit und mit den paar Grabhügeln zwischen der Bundesstraße 18 und Aitrach zusammen, sondern ist fertiggestellte Mühlbachanlage. Auf dem Breitenbacher Kapf zwischen der Bundesstraße 18 und der Iller sind wohl hallstattzeitliche Scherben, aber keinerlei römische Überreste von Hermann Zeller festgestellt worden.

Von Ferthofen bis Memmingen gibt es eine ganze Reihe von Altstraßen, von denen nicht nur eine für die Römerstraße in Frage kommt. Wenn überhaupt eine solche, mit Rollierung, Damm und Einschnitt gebaut worden ist, dann käme am ehesten die südliche Route in Betracht, die sich von der jetzigen Brücke weg unten an die Terrasse anschmiegt, bei Priemen in einem (nicht mehr als Straße benützten) Hohlweg die Höhe des Hitzenhofer Feldes gewinnt und dann gerade (auf alten Katastern ist ihre ursprüngliche Breite gut herauszulesen) gegen Hart zieht, wo sie in einem in den letzten Jahren fast völlig zugeworfenen Hohlweg (einst teilweise über 6 m breit) ins Buxachtal hinuntersteigt. Auf einer Rampe geht es zu einer ehemaligen Furt hinunter über die Buxach, wiederum auf einer deutlichen Rampe in den sehr tief eingeschnittenen Hohlweg (Flurname „Alter Postweg“) auf die Hochfläche „Hühnerberg“ und gleich wieder in einem Hohlweg hinunter geradewegs auf die Mitte von Memmingen zu. Östlich des Bauernhauses Glatz an der Äußeren Lindauer Straße erreichte dieser alte Postweg bis vor etwa 40 Jahren die Äußere Lindauer Straße in der Nähe der Kreuzung mit dem jetzigen Hindenburgring. Südlich davon zeigen noch an zwei Stellen die Grundstücksgrenzen die Richtung der alten Straße nach Nordnordost. Hier hat 1952 Hermann Zeller im Auftrag des Heimatdienstes Memmingen einen Schnittgraben gezogen mit dem Ergebnis, daß sich keinerlei Spur einer gebauten, ja nicht einmal aufgeschütteten Altstraße zeigte, nur eine etwa 2 m breite, offenbar festgetappte Vertiefung, die als Reitpfad gedeutet werden könnte.

Im Oktober 1959 hat die Rätische Kommission westsüdwestlich von Memmingen einen kleinen Forschungsgraben gezogen, der die hier beschriebene Straße zwischen dem Osterrassenrand des Hühnerbergs und der Bahnlinie Memmingen-Buxheim durchschnitten hat. Ohne dem Ergebnis dieser Grabung vorgrei-

fen zu wollen, scheint auch hier ein einwandfreier Römerstraßenzug nicht gefunden worden zu sein.

Wie könnte diese Altstraße durch den Raum der heutigen Stadt Memmingen verlaufen sein? Zielpunkt scheint von alters die Haienbachbrücke an der Bundesstraße 18 zwischen Memmingen und Memmingerberg gewesen zu sein. Bezeichnend dafür ist auch die Tatsache, daß der uralte Orts Verbindungsweg aus der Zeit der alemannischen Dorfgründungen von Amendingen nach „Mammigin“ (jetzt Memmingerberg), der sogenannte Scheidgraben, gleichfalls hier den Hauptwasserlauf des Tales überquert. Das mag alles damit zusammenhängen, daß in das breite, von Almerde erfüllte Tal eine Art Kiesbank von Westen nach Osten hineinragt. Sie ergibt die merkwürdige Tatsache, daß bis zum Lindentor hin tatsächlich Schotteruntergrund war, der wohl von alters für die Überquerung des Memminger Tales ausgenutzt worden ist. Die Theorie von der Lage des fränkischen Königshofes, wie sie Dr. Kurz in seiner Dissertation aufgestellt hat, läßt sich gerade mit dieser vorgeschobenen Schotterzunge recht gut verbinden (Rudolf Kurz, Die Grundrißbildung und Entwicklung der Stadt Memmingen, ausgehend von der Reichshofzeit um 800 bis zur Mitte des 14. Jh. Diss. T. H. München, 1953, S. 20ff). Nun hat mich vor mehreren Jahren unser Mitarbeiter Hermann Konz aus Amendingen darauf hingewiesen, wie doch der Verlauf der Blattergasse-Schießstattstraße-Gaswerkstraße-Lindentorstraße auf eine Urstraße zurückgehen könnte, die das Memminger Tal von der genannten Haienbachbrücke (ursprünglich Furt) bis zum Terrassenrand überquert hat. Kurz darauf konnte ich bei zwei Kanalgrabungen feststellen, daß unter der Almerde auf dem gewachsenen Grund sowohl an der Kreuzung Freudenthalstraße-Gaswerkstraße als auch Kempter Straße-Baumstraße zusammengebackener grober Kies in einer Dicke von rund 20 cm, in einer Tiefe von rund 3 m und in einer Breite von 4 m auf eine alte Aufschüttung schließen ließ. Dieser Straßenzug wäre dann wohl von der Baumstraße aus nach Westen auf die Terrasse herauf gegangen und hätte bei der Gabelung Stadtweiherstraße-Äußere Lindauer Straße die letztere erreicht. Tatsächlich ist in der Kasernengasse rund 60 m südlich vom Krugstor noch eine leichte Senke in dieser Gasse zu spüren, und ein von Dr. Kurz (a. a. O. S. 73) festgestelltes Profil weist hier zum mindesten eine straßenbreite Senkung auf, die von der Baumstraße her kommend einst den Zug der Kasernengasse unterkreuzt hat. Wenn das die ursprüngliche Ost-West-Überquerung des Memminger Tales gewesen ist, dann unterstützt diese Tatsache aufs kräftigste die von Dr. Kurz angenommene Lage des fränkischen Königshofes beim Elsbethenkloster. Ob es aber schon die Römerstraße war, läßt sich nicht beweisen.

Eine andere Altstraßenüberquerung des Memminger Tales ist mir in dem Gebiet von Woringen bis Steinheim nicht bekannt. Die seit langem geführte Almerdekarte, in der die Grenze zwischen Almerde und Kies möglichst genau eingetragen wird, gibt im engeren Raum Memmingens keinerlei Anhaltspunkte für irgendeinen anderen Straßenzug quer durch dieses Tal mit Ausnahme eben der jetzigen Augsburger Straße bzw. Blattergasse.

Östlich vom Haienbach scheint diese Altstraße im Zuge der jetzigen Bundesstraße 18 die Terrassenhöhe erreicht zu haben. Der Zug dieser Straße weiter nach Osten ist hier übrigens auch schon sehr alt: im Jahre 1491 „machte man die Straße zwischen Ungerhausen und der Stadt, denn sie war ganz schlecht und abgefahren“ (Unold-Chronik, Memmingen 1826, S. 112). Vom Memmingerberger Zehntstadel weg aber führt sicher als ältere Straße der „Alte Postweg“ über Punkt 627 und 622 der 100 000-Karte in einer zum mindesten denkbaren geraden Linie zum rechtwinkligen Knie der Bundesstraße 18 nordöstlich vom Bahnhof Ungerhausen. Der große Bogen nach Süden, den dieser Straßenzug vom unteren Terrassenende durch Memmingerberg bis zum Ortsverbindungsweg nach Trunkelsberg macht, läßt sich durch das ziemlich tief eingeschnittene sogenannte Frauental erklären, das, östlich von Memmingerberg entstehend, bei Künersberg ausläuft. Irgendeine ältere Durchquerung dieses Talgrundes habe ich nicht feststellen können. Der genannte Alte Postweg aber weist südöstlich von Trunkelsberg eine Reihe von

Besonderheiten auf, die auf eine Altstraße, wenn nicht sogar Urstraße schließen lassen. Nach der Abzweigung des Ortsverbindungsweges nordwärts nach Trunkelsberg zeigen die Grundstücksgrenzen der Katasterblätter immer wieder auffällige Wegverbreiterungen. Bei der ersten Abbiegung nordwärts zum Haltepunkt Schwaighausen führt ein jetzt kaum mehr benützter Feldweg genau nordöstlich weiter, der im nördlich anschließenden Acker durch den mageren Fruchtwuchs eine besonders steinige Unterlage anzeigt, wie Dr. Robert Stepp mir von dieser Stelle bestätigen konnte. Dieser Stichweg endigte (wenigstens vor dem großen Umbau der Bundesstraße 18 im Jahre 1959) in einer flachen Kiesgrube, erschien aber an deren Nordost-Ende wieder und verlief bis zum Bahndamm Memmingen-Ungerhausen. Während hier der Feldweg rechtwinklig nach links zu den Bahnschranken und nach Schwaighausen abbiegt, setzt sich durch eine kleine Senke ein deutlicher Straßendamm in nordöstlicher Richtung fort, der mit einigen Obstbäumen bepflanzt und von einem kleinen Wassergraben durchschnitten ist. Es war mir bisher nicht möglich, hier Querschürfungen zu machen, um über die Struktur des auffallenden Dammes Aufschluß zu bekommen. Leider aber endigt dieses kleine Dammstück am Eisenbahndamm; eine Fortsetzung auf der anderen, der nördlichen Seite der Eisenbahnlinie habe ich außer einer ostwärts ziehenden, undeutlichen Mulde nicht finden können.

Südlich von Holzgünz glaubte ich am Osthang des Krebsbachtals eine durch Hochwasser abgerissene Rampe zu entdecken, die der Richtung nach genau auf die schon angeführte scharfe Ecke der Bundesstraße 18 nordnordöstlich vom Bahnhof Ungerhausen geführt hätte. Nach Dr. R. Stepp handelt es sich aber hierbei nur um einen kleinen Schwemmkegel.

Es fragt sich überhaupt, ob diese Römerstraße in östlicher Richtung nach dem Römerort Rostrum Nemaviae bei Türkheim (Schwaben) gezogen oder ob sie nicht quer durch Mittelschwaben und die Reichenau direkt nach Augsburg verlaufen ist. Hierüber gibt es aber noch keinerlei Forschungsunterlagen. Es wäre denkbar, daß diese „Viaca“-Straße der Peutingerkarte wirklich über Daxberg-Pfaffenhausen nach Augusta Vindelicorum gezogen ist. In keinem der Quertäler, durch die die Straße gegangen sein muß, sind hier Dämme gefunden worden; das läßt darauf schließen, daß (wie auch ich annehme) diese Straße niemals so ausgebaut war wie die sonstigen Römerstraßen (z.B. Via Claudia oder Cambodunum-Augusta Vindelicorum usw.), sondern daß es sich nur um einen stellenweise etwas beschotterten Reitweg gehandelt hat, an dem irgendwo eine Straßenstation Viaca Unterkunft für die Durchziehenden geboten hat.

Die anderen west-östlichen Altstraßen in diesem Gebiet kommen für die Römerforschung wohl nicht in Frage. So ist der Straßenzug Memmingen-Volkartshofen, der keine so tiefen Hohlwege aufweist, laut Unold-Chronik (Memmingen 1826, S. 42) erst im Jahre 1488 als Straße gebaut worden. Der nördlich davon verlaufende Altstraßenzug ist meiner Ansicht nach die welfische Salzstraße aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, die mit ein Anlaß zur Gründung der Stadt Memmingen war: sie überschritt von Westen nach Osten bei Mooshausen (ehemals Moosbruckhausen) die Iller, zog an der Hofstatt, der kleinen Illergriessinsel, vorbei durch ein Gelände, das in den letzten Jahrhunderten durch Illerabschwemmungen völlig verändert worden ist, erstieg dann auf einem noch sehr deutlich sichtbaren Damm westlich von Westerhart den Terrassenrand der Iller und führte den heutigen Waldrand entlang und durch den südlichen Ortsteil von Buxach in den heutigen Hammerschmiedsweg und von dort geradeaus zum Westertor. Diese von den Welfen Mitte des 12. Jahrhunderts neu errichtete Straße gab den Anlaß zu dem Straßenkreuz der neu gegründeten Welfenstadt Memmingen.

B. Die Römerstraße Cambodunum — Caelio Monte.

Mit dem Einbruch der Alemannen ins Dekumatenland in der Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr. müssen die Römer die Limesgrenze aufgeben. Die neue Grenze des Reiches bilden bei uns

in wechselnder Verschiebung zeitweise Donau-Iller-Bodensee-Oberrhein; das Grenzstück zwischen Iller und Bodensee läßt sich nicht festlegen und wird wohl auch nie festgelegt worden sein: der Landschaft nach dürfte es eine gedachte Linie von Ferthofen über Leutkirch und Wangen ins Laiblachtal gewesen sein. Damit liegt die alte Römerstraße Vermania-Viaca teilweise entweder im Feindesland oder im Grenzstreifen und wird dadurch bedeutungslos, falls sie nicht schon durch die wachsende Römerstadt Cambodunum im 3. Jahrhundert als überflüssig erkannt und daher gar nicht mehr ausgebaut worden ist, im Gegensatz zu der nicht viel längeren Verbindung Vermania-Cambodunum-Rostrum Nemaviae-Augusta Vindelicorum.

Im Gebiet der stets unruhigen und gerade im Allgäu nicht von Natur geschützten Grenze mußte damals eine römische Militärgrenze aufgebaut werden. Wenn auch hier nicht dauernd gekämpft wurde, und die Iller obendrein bei Niedrigwasser keinen Schutz bot, war doch die Vorsorge zu treffen, daß man zum mindesten rasch Truppen aus den grenznahen Garnisonen an jede bedrohte Stelle werfen konnte.

So findet sich im *Itinerarium Antonini Pii* eine Römerstraße angegeben, die zweifellos der Grenzverteidigung diene und deren Mittelstück von Caelio Monte nach Cambodunum bestimmt durch unser engeres Gebiet gegangen ist; sie muß durch das Memminger Tal und nicht durch das gewundene Illertal geführt haben. Weiters ist von unserem Grenzstück in der *Notitia dignitatum* die Rede, wo (nicht in örtlicher Reihenfolge) militärische Befehlsstellen in Vermania und Caelio (Monte) erwähnt werden und dazu „ein Präfekt der dritten italischen Legion für den mittleren Teil (der Provinz) von Vermania bis Cassiliacum, der seinen Sitz in Cambodunum hat“. Hier ist die einzige Stelle, wo in den schriftlichen Quellen ein Ort *Cassiliacum* genannt ist. Es braucht wohl nicht näher darauf eingegangen zu werden, daß durch diese Angabe die Lage dieses Ortes im Verhältnis zu Vermania und Cambodunum eindeutig im Raume der römischen Reichsgrenze zwischen Cambodunum und Caelio Monte, also in der Gegend von Memmingen liegen muß.

Wo ist nun die im *Itinerarium Antonini Pii* genannte Römerstraße verlaufen? Sicherlich in der Nähe der römischen *Wachtürme*, von denen bei uns die von Hörensberg, Dickenreis und Memmingen bewiesen sind (Memminger Geschichtsblätter, Doppel-Jahresheft 1952/53, Seite 20 f). Dr. Otto Merkt hat in seinem Kleinen Allgäuer Burgenbuch (Burgen, Schanzen und Galgen im Allgäu, Kempten 1951, Seite 33-36) die von ihm vermutete Route Kempten-Memmingen ausführlich dargestellt. Sie hat viel für sich, bedeutet aber, wie er selber sagt, „nur einen ersten Versuch“. Mir scheinen besonders die angenommenen Burgi Raupolz und Vogelhaus in Woringen sehr zweifelhaft; Gruben wie die bei Raupolz gibt es im Memminger Tal sehr viele, und das Vogelhaus ist den anderen nachgewiesenen Talburgen des frühen Mittelalters so gleichartig, daß die römische Herkunft sehr fraglich erscheint. Zudem sind 1959 an der Kirche von Woringen auffallend viele römische Ziegel gefunden worden, so daß man eher hier an einen Burgus (oder Gutshof) denken könnte; ein abschließender Grabungsbericht fehlt aber noch, da das bisherige Bild noch durch 2—3 Versuchsgräben mehr westlich ergänzt werden muß.

Es gibt bei uns in der Süd-Nord-Richtung ungefähr ebenso viele Altstraßen wie in der West-Ost-Richtung; schon ein Blick auf die Karte 1:100 000 zeigt das vor allem für das Gebiet zwischen Wolfertschwenden und Grönenbach. Hermann Konz (Amendingen) hat hier schon sehr viele Straßenstudien im Gelände gemacht, worüber eine Reihe von Skizzen in der Memminger Stadtbibliothek liegen, die aber noch nicht kritisch zusammengefaßt sind, so wichtig sie auch in ihren Entdeckungen im Gelände sind. Eines scheint sicher: die Römerstraße muß in Burgusnähe, also am westlichen Talhang, gesucht werden. Verlockend ist zwar auch der Altstraßenzug, der rund 150 m westlich vom Bahnhof Woringen vorbeizieht und auf lange Strecken gleichzeitig Gemeindegrenze ist, worauf mich Dr. Robert Stepp hingewiesen hat. Übrigens ist dieser Straßenzug wohl bis Memmingerberg sehr deutlich; nördlich davon ist aber auch nicht die

geringste Spur einer Südweststraße am östlichen Talhang zu sehen.

Auch zwischen Woringen und Kellmünz kann ich noch keine abgeschlossenen Forschungen bieten; ich möchte nur auf einige verdächtige Stellen hinweisen, die gewisse Anhaltspunkte für einen römischen Weg geben.

Südwestlich vom Burgus Dickenreis ziehen mehrere Hohlwege in nordwestlicher Richtung vom Talgrund auf die Terrasse hinauf. Die oben an der Terrassenkante von Dickenreis nach Memmingen führende Allee ist aber ein Spazierweg, der erst in der Mitte des 19. Jahrhunderts im Nordteil an Stelle eines Dickenreishauser Feldweges („Unter-Hauser Weg“) angelegt worden ist, wie auch das Fehlen von Hohlwegen beweist. Diese Situation muß hier auch aus *stadthistorischen Gesichtspunkten* betrachtet werden. Als um 1160 Herzog Welf VI. die Stadt Memmingen gründete, war die Ost-West-Straße als Salzstraße die wichtigste Achse; er legte die Stadt nicht an den alten Fränkischen Königshof (Elsbethenklöster?), sondern zog, kurz westlich der Haienbachbrücke abzweigend, eine neue Achse, die beim inneren Kalchtor am Ratzengraben die Stadt betrat und durchs Westertor in Richtung Illerübergang bei Mooshausen verließ. Die Nord-Südlinie war weniger wichtig; sie ging auch nicht in einer Geraden durch die Stadt: vom Notzentor zog sie zum jetzigen Marktplatz und führte von der Zangmeisterstraße durchs ehemalige Obertor nach Süden, stieg in der Lindauer Straße leicht den Hang hinauf (Kronenberg; dem feuchten „Ried“ ausweichend) und ging dann durch die „Alte Kempter Gasse“ (jetzt Weberstraße)-Zellerbachstraße-Außere Kempter Straße weiter, ganz unten an den quellenreichen Hang angeschmiegt. Als im 14. Jahrhundert die Oberstadt in den Mauerring einbezogen wurde, verlegte man die Straße nach Süden aus verständlichen Gründen in die Mitte des neuen Viertels, in die heutige Kempter Straße, die mit dem gleichnamigen Tor abschließt und vor der Mauer in einem zweifachen Winkel beim Schanzmeister in die alte Süd-Trasse einbiegt.

Wo von der Dickenreiser Allee die kleine Anlage, die beim Flachdenkmal nach Westen abbiegt, nach dem sogenannten „Zieglerrundell“ an den Stadtweiherwald stößt, zieht von Süden nach Norden ein sehr tiefer und deutlicher Hohlweg; er kann nur durch jahrzehntelanges Befahren entstanden sein. Von der Stadt aus besehen erreicht man ihn nur in gerader Richtung durch das Lindauer Tor, nicht durch das Kempter Tor, das Süd-Tor. Weiter nach Süden führt er heute nur in die Felder um den erst 1562 gerodeten „Neubru“, dessen ältere Zufahrt als der Orts Verbindungsweg Memmingen-Dickenreishausen das Gebiet von Nordosten nach Südwesten quert. Der Hohlweg, übrigens schön durch einen großen, von mir „Römerwegfichte“ genannten Baum gekennzeichnet, ist demnach seit der Gründung der Stadt Memmingen höchstens nur mehr als Feld- und Fußweg benützt worden, muß also lange vorher entstanden sein, könnte daher sogar aus der Römerzeit stammen. Auf der großen Flurkarte im Memminger Museum, die Georg Ludwig Stebenhaber von Hetzlinshofen 1680 gezeichnet hat, heißt der Teil vom Hohlweg bis an die Stadtweiherstraße „Ober-Hauser oder Mittel-Toten Weg“; erstere Bezeichnung findet sich auch auf der größeren und älteren Flurkarte am selben Ort, die rund 80 Jahre älter sein dürfte. Es ist also auch damals keine Landstraße, nur ein Weg, ähnlich dem „Unter-Hauser Weg“ (jetzt Allee) eine Abkürzung nach Dickenreishausen. Und die Toten — hier wohl vom Neubru — pflegte man immer auf wenig begangenen Seitenwegen zum Friedhof in Memmingen zu führen, wie z. B. beim alten Harter, bzw. Hitzenhofer Totenweg, der über den Hühnerberg in die Buxacher Straße ging.

Sichtbare Fortsetzungen nach Süden zu den Hohlwegen beim Burgus Dickenreis habe ich bisher nicht gefunden; die Hochfläche ist hier an mehreren Stellen von Hochäckern durchzogen, wurde also im Frühmittelalter bebaut, bevor der Wald darüber wuchs und schließlich im 16. Jahrhundert gerodet wurde. Die allgemeine Nordrichtung würde auch zur Römerstraße passen: der Weg den Wald entlang führt sogar kerzengerade auf die Martinskirche zu, zeigt aber hier keine Altstraßen-Merkmale;

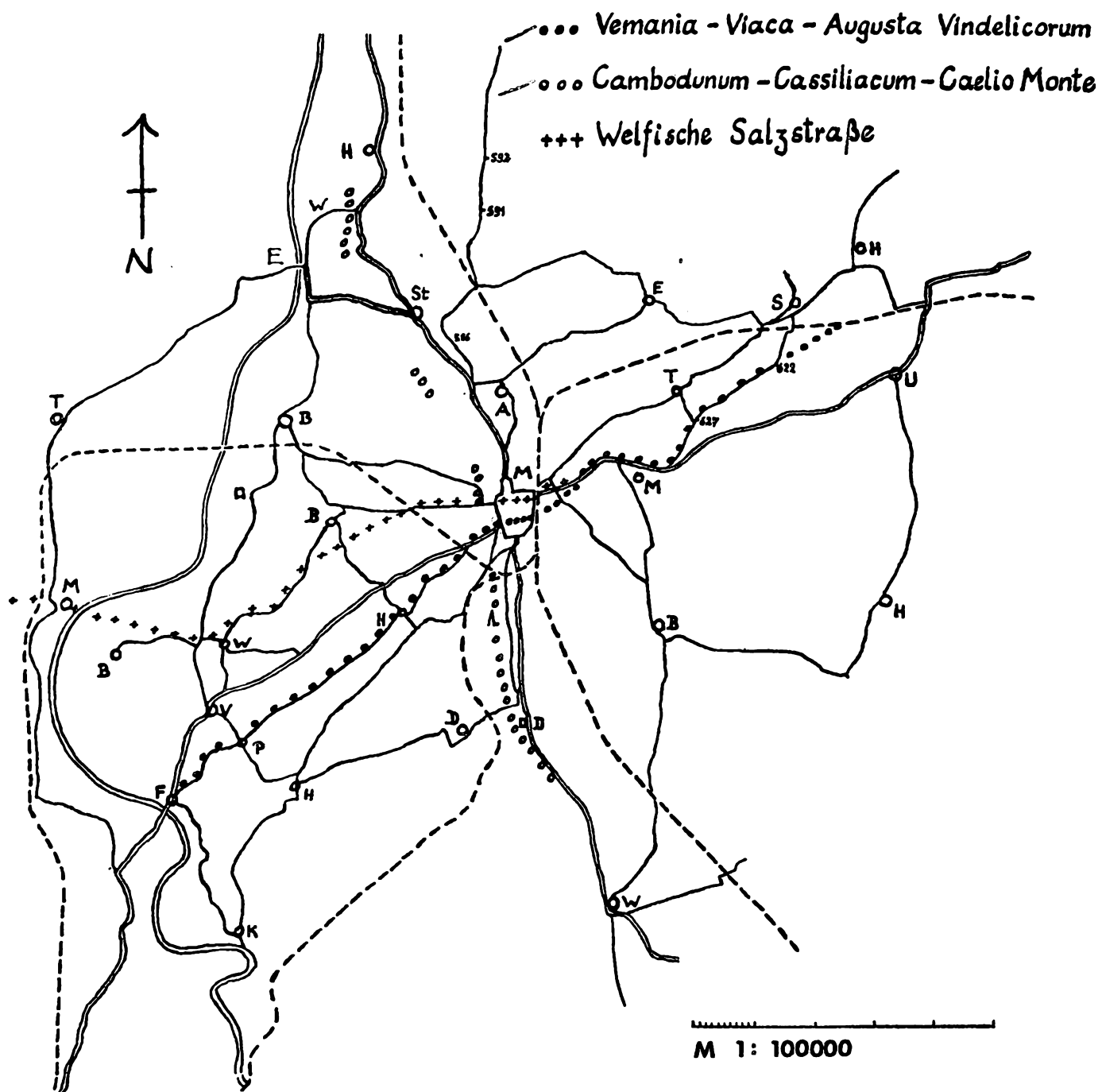
leider habe ich die geplante Versuchsgrabung am Süden des Großweges am Eisenbahneinschnitt nicht mehr durchführen können.

Für eine Römerstraße durch das engere *Memminger Stadtgebiet* weiß ich trotz großer Aufmerksamkeit bei Grabungen aller Art kaum Anhaltspunkte; vom Burgus unter der St. Martinskirche war schon die Rede; die Straße muß aber nicht unmittelbar neben ihm vorbeigeführt haben. Der Fund des Janus-

kopfes im Jahre 1458 ist auch schon erwähnt worden; für die Trasse der Römerstraße kann er keinen unmittelbaren Aufschluß geben.

Etwas erscheint mir jedoch für eine süd-nördliche Urstraße auffällig. In alle umliegenden Orte führen aus der Stadt Memmingen und ihren Anfängen (Welfenstadt) die Straßen strahlenförmig hinaus, wobei als Mittelpunkt die St. Martinskirche und der Marktplatz gelten. Eine einzige Ausnahme: *die Straße*

Altstraßen im Memminger Raum



Buchstabenerklärung

A = Amendingen

B = Benningen

Brunnen

Buxach

Buxheim

D = Dickenreiser Burgus

Dickenreishausen

E = Egelsee

Eisenburg

F = Ferthofen

H = Hart

Hawangen

Heimertingen

Hüttenhofen

Holzgünz

K = Kardorf

M = Memmingen

Memmingerberg

Mooshausen

P = Priemen

S = Schwaighausen

St = Steinheim

T = Tannheim

Trunkelsberg

U = Ungerhausen

V = Volkrathshofen

W = Weißberg

Westerhart

Woringen

X = Römerweglichte

nach dem doch auch sehr alten *Buxheim*! Sie zweigt nicht unmittelbar vom Westertor nach Westnordwest ab; man hat zuerst 200 m in Richtung Buxach zu gehen, biegt dann rechtwinklig nach Norden ab und wendet sich erst beim Abzweigen der (neuen) Scherer- und Röckstraße in die genaue Buxheimer Richtung. Was ist die Ursache dieser uralten Straßenführung, die bereits auf den ältesten Flurkarten so verläuft? Gibt es einen anderen Grund als den, daß man 200 m vor dem Westertor eine südnördliche Altstraße auf eine Strecke von rund 300 m ausgenützt hat, bis man sich dann quer übers Feld in Richtung Buxheim gewandt hat? In die angenommene Römerstraßenrichtung Burgus Dickenreis-Römerwegfichte würde auch dieses Straßenstück passen.

Für den weiteren Verlauf nach Norden, Kellmünz zu, gibt es wiederum sehr wenig eindeutige Anhaltspunkte. Ich habe quer durch das Tal der Memminger Ach von Amendingen bis Heimertingen keinen alten Talübergang finden können, mit Ausnahme der ehemaligen *Günzburger Landstraße*, die bei der Ottilienkapelle westlich von Amendingen von der jetzigen Bundesstraße 19 genau nördlich abzweigt und über den Punkt 586 (Topogr. Karte von Bayern 1:25000, Blatt Fellheim 703) zum Südostende von Steinheim führt, dort quer über das Tal und die Ach (Punkt 580) an der Sägmühle vorbei den östlichen Talhang erreicht, sich dann nach Norden wendet und über das „Elend“ (Punkte 591 und 592) nach Niederrieden zieht, eine Trasse, die nicht nach Kellmünz, sondern eben nach Günzburg zeigt.

Also bleibt nur das Steinheimer Feld. Dazu gleich zum *Ortsnamen*: in einer so steinigen Gegend wie bei uns muß es schon ein besonders auffälliger Stein gewesen sein, der einem alemannischen Dorf den Namen „Heim bei dem Stein“ aufgehängt hat. Der Gedanke von Dr. Julius Miedel („Aus Steinheims Höfen und Fluren“ in Mgr. Gesch. Bl. 1928, Seite 17), daß es sich um einen „lange einsam stehengebliebenen römischen Meilenstein . . . der Verbindungsstraße Kempten-Kellmünz“ gehandelt hat, ist äußerst ansprechend, und eine andere Erklärung nicht greifbar und auch nicht einleuchtend.

Die weite Ebene zwischen Steinheim und Buxheim ist seit der alemannischen Landnahme dauernd unter dem Pflug gelegen; so können sich leicht Spuren einer voralemannischen Straße verloren haben. Die Straße von der Reichsstadt nach Steinheim ist 1452 gemacht, doch wahrscheinlich nur verbessert und nicht neu angelegt worden. Das sagt also nichts Eindeutiges aus. Eher eine leichte Straßenrollierung, die Hermann Konz anlässlich einer Rohrlegung nördlich vom Werk II der Firma Magnet-Schultz Memmingen entdeckte, und die ich bestätigen kann: auf einer Breite von rund 4 m lag auf dem gewachsenen Kies unter dem Humus eine rund 10 cm hohe Schicht aus gröberem Schotter festgepreßt, vielleicht ein Querschnitt einer Ur-Südnordstraße, die richtungsmäßig der bisher angedeuteten Linie entspricht (Bodenfunde in Memmingen u. Umgebung, ab 1950; Hs. 2, 130.40 in der Stadtbibliothek). Eine weitere Möglichkeit mehr nach Westen zu glauben Hermann Konz am „Wallersteig“ (Dr. Julius Miedel, a. a. O.) vorschlagen zu können. In beiden Fällen geht die Richtung auf den Sennhof zu.

Über diese auffällige Befestigung, das ehemalige Schloß *Weßberg*, hat schon ausführlich Dr. Barthel Eberl („Die Befestigung beim Sennhof“, Mgr. Gesch. Bl. 1935, Seite 13 f., mit Plan) berichtet. So einleuchtend in vielem der römische Ursprung dieser Anlage wäre, so stehen dem doch zwei gewichtige Tatsachen entgegen. Es ist bisher (ähnlich wie auf dem Buxheimer Schloßberg) kein einziges römisches Ziegelstück oder ein ähnlicher Leitfund entdeckt worden; ich habe selbst zweimal dort ohne Erfolg geschürft. Und: bis zum Jahr 1646 (J. F. Unold, Geschichte der Stadt Memmingen im 30jähr. Kriege, Memmingen 1818, Seite 151) stand hier eine Burg, die sogar noch auf der Illertal-karte des Memminger Kupferstechers und Kartographen Christoph Hurter von 1619 ganz deutlich als Turmburg eingezeichnet ist. Aber, wie angedeutet, ein römisches Fund würde unsere Forschung hier wesentlich erhellen.

Für einen Abstieg vom Steinheimer Feld ins Memminger Tal hinunter käme am ehesten der Einschnitt mit der Rampe in Betracht, auf dem der obere Weg von Egelsee zum Sennhof, rd. 300 m südsüdwestlich von diesem ehemaligen Bauhof (für das Schloß Weßberg), den Talgrund erreicht; auf der Mitte zwischen Hof und Befestigung glaube ich, geringe steinige Dammspuren, nach Norden gerichtet, festgestellt zu haben. Leider ist aber der Verlauf des Abstieges und der weiteren Nordführung mehrfach durch ältere und neuere Kiesgruben und Entwässerungsgräben gestört, so daß sich kein klares Bild, nur eine Möglichkeit ergibt: von der genannten Rampe zog die Römerstraße genau nördlich weiter, die Straße von Heimertingen zur Egelseer Illerbrücke querend; an dem scharf geprägten Terrassenrand bricht die angenommene Südnordstraße ab.

Von dieser Stelle an bis zu einem bestimmten Punkte südöstlich von Kellmünz ist meiner Ansicht nach die römische Straße *Cambodunum* – *Caelio Monte* nicht mehr erhalten, sondern mit einem breiten Streifen der Terrasse von der Iller im Laufe von mehr als 1500 Jahren abgerissen worden.

Um am anderen Ende, also in *Kellmünz* anzufangen: aus dem aufgedeckten Westtor betritt man hier die der Mauer entlang nach Süden führende Straße (ein eigenes Südtor ist der Lage nach unwahrscheinlich und auch noch nicht gefunden), die in südöstlicher Richtung durch zwei Einschnitte und über zwei Straßendämme zieht und nach der Überquerung des Bahngleises nach Babenhausen am steilen Terrassenrand plötzlich abbricht; gerade hier sieht man den gewaltigen Einriß der früheren Iller in einem Halbrund sehr eindrucksvoll vor sich. Es mag sein, daß auf der einen oder anderen vorspringenden Terrassennase noch ein Straßenstück gefunden werden kann; ich habe bisher noch keines entdeckt, und der eigenartige Hohlweg genau östlich von dem Punkt 550 an der Illertalbahn (rd. 600 m nordwestlich vom Bahnhof Pleß) gibt vorerst nur Rätsel auf (Hermann Zeller, „Kellerberg“, im „Spiegelschwab“ 1950, Nr. 6, 4. Seite).

Die Tatsache, daß die bis vor 100 Jahren noch ungebändigte Iller noch in geschichtlicher Zeit Stück für Stück des östlichen Talrandes weggerissen hat (es ist ja bekannt, daß auf der schwäbisch-bayerischen Hochebene alle Flüsse nach Osten drängen), läßt sich schon aus der Karte herauslesen. Die Urkunden über das ehemalige Kirchdorf und den jetzigen Weiler Brunnen (Gem. Volkratshofen) erzählen viel von Iller-Ausbissen. Besonders deutlich zeigen die Ortspläne von Fellheim und Pleß dasselbe. In der demnächst gedruckt erscheinenden „Geschichte des Dorfes Fellheim“ wird der Verfasser Wilhelm Rapp einige Beispiele dafür bringen, wie die Iller noch in den letzten 200 Jahren immer wieder den Berghang unterhöhlt und abgerissen hat. In Pleß sind bis zum Ausgang des Mittelalters die Burg, die alte Kirche und die Ortsmitte vom Einbiß der Iller verschlungen worden (August Gänslar, Geschichtsbeiträge für das Dorf Pleß, 1935, Seite 16): die kurvenreiche Ortsdurchfahrt beweist dem Kundigen die Erosionsarbeit des Flusses noch in geschichtlicher Zeit; es könnte höchstens die Hauptstraße nördlich vom St. Nepomuk-Bildstock bis zum Abstieg zum Armenhaus ein Stück unserer Römerstraße sein.

Alles in allem zu den Römerstraßen in der Umgebung Memmingens:

1. Die Straße *Vermania* – *Vica* – *Augusta Vindelicozum* war noch nicht ausgebaut, als sie zuerst durch die steigende Bedeutung von *Cambodunum* und dann endgültig durch den Alemannen-einbruch ab 260 überflüssig wurde. Für einen Reit- und Fahrweg käme am ehesten die Altstraße Ferthofen-Hart-Memmingen-Alter Postweg südlich Schwaighausen in Betracht.

2. Die Straße *Cambodunum*-*Caelio Monte* wird in der Nähe der römischen Wachttürme gezogen sein; sie scheint aber auch nicht vollständig ausgebaut worden zu sein, da bis jetzt nur in wenigen Resten ein zusammenhängender Zug Dickenreis – westl. Memmingen – Weßberg angenommen werden kann.

(Schluß folgt)

Egelsberg – neuer Name für einen bekannten Burgstall

Von Klaus Frhr. von Andrian-Werburg

Im Kleinen Allgäuer Burgenbuch von Dr. Otto Merkt (Allgäuer Geschichtsfreund N. F. Nr. 52, Kempten 1951: Burgen, Schanzen und Galgen im Allgäu) ist auf Seite 103 unter Nr. 205 der bisher urkundlich nicht belegte Burgstall *Hackenbach* aufgeführt. Der 1942 aufgestellte Gedenkstein nennt die Anlage „Holzburg am Hackenbach / mit Weiherchutz“. Geschichte und Bedeutung der Burgstelle lassen sich aus einer Urkunde von 1454 März 15 erschließen, welche sich im freiherrlich von Vequel-Westernach'schen Archiv auf Schloß Kronburg befindet und Dr. Merkt seinerzeit nicht bekannt war.

Es handelt sich um einen Bestandsrevers des Erhart Hermann *zum Egelsberg* gegen Hildegard und ihren Sohn Joachim von Uttenried zu Kronburg um den Satz am Hof *zum Egelsberg* in der Pfarrei Illerbeuren, gesiegelt vom Memminger Stadtmann Otto Wespach und von Jörg Mangold zu Waldeck. Die entscheidende Stelle für die Lagebestimmung im Kontext der Urkunde befaßt sich mit der Begrenzung der Zugehörden zum Hof und lautet:

„Vnd fachent die obgemelten vndermarcken an des ersten zum Egelsperg an dem vssem graben am burgstal, die gat bis in die tuchun vffhin vntz an den weg vnd bis an des Wanckers vndermarcken, vnd da dannen bis an Riedlins vndermarck, vnd von Riedlins vndermarck bis an das baechlin, das von dem Hohenrain rinet, vnd da dannen bis an Martin Waltfogels wise herumb bis an den Hagenbach, vnd da dannen bis an Wagsperger vndermarck.“ Zum Hof gehört auch der „ynner graben an dem obgenanten burgstal gelegen, darinn der brun ist“.

Die Ansiedlung Egelsberg besteht heute nicht mehr; sie ist letztmals erwähnt im Kronburger Urbar von 1534 mit zwei Höfen, die sich 1529 (Gültregister) im Besitz von Matheis und Caspar Wengle befanden. Die Auflassung erfolgte bereits vor dem Dreißigjährigen Krieg, da das Kronburger Urbar von 1632 (einer Zeit, da die Unruhen im Allgäu erst angingen) den Namen Egelsberg nicht mehr enthält. Nach den in unserer Urkunde genannten Marken ist die Einöde jedoch zwischen Kronburg (Hans Wancker von Nesselwang erhält 1452 ein Gut zu Kronburg in Bestand), dem Hohen Rain (Cunz und Hans die Riedlin erhalten 1452 eine — heute abgegangene — Einöde zwischen Schloß Kronburg, den heutigen Höfen Sternbühl, Heißenchwende und dem Hohen Rain in Bestand), Unterbinwang (Martin Waldvogel zu Unterbinwang tauscht 1463 Güter mit seinem Bruder Wilhelm Waldvogel zu Illerbeuren), dem Hag-

genbach und Wagsberg gelegen, wo es nur einen Burgstall — eben die „Holzburg am Hackenbach mit Weiherchutz“ — gibt.

Unsere Urkunde läßt weiterhin den Schluß zu, daß die Burgstelle Egelsberg (Karl Schnieringer hat schon in seiner Schrift „Burgställe, Schlösser und Befestigungen im L. K. Memmingen“ (Vervielfältigung 1949) den Namen „zum Eglinsperg“ angeführt, und wir wollen in Zukunft den Burgstall „Egelsberg“ nennen) niemals Sitz eines eigenen Geschlechtes gewesen ist. Das ist zwar auf Grund ihrer geringen Entfernung zur Kronburg (in der Luftlinie etwa 1125 m) ohnehin schon anzunehmen (und läßt wiederum einen Rückschluß zu auf den Burgstall auf dem Kapf = Hoher Rain-Nord), wird jedoch an einer anderen Stelle der gleichen Urkunde von 1454 März 15 deutlicher. Es heißt da, daß sich Hildegard und Joachim von Uttenried ausbedungen und vorbehalten haben, „ob si, ir erben oder nachkomen hin-fuero veber kurtz oder langzit, wenn inen fueglich vnd eben wer, ain huse vff das burgstal setzen vnd machen laussen woelten, das si das wol tuon sullen vnd muegen ane min, miner erben vnd nachkomen irren, widerred vnd ansprach in alle wise vnd weg“. Das heißt natürlich nichts anderes, als daß die Burgstelle ohne weiteres ein Bestandteil der Herrschaft Kronburg war, und zwar — da das fragliche Gelände seit dem Einsetzen der urkundlichen Überlieferung zu dieser gehörte — bereits im 13. Jahrhundert; sie kam somit in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts mit der — damals kleineren — Herrschaft Kronburg an Heinz d. A. Raper von Ratzenried und am 16. November 1366 von Heinz d. J. Raper von Ratzenried an Bruno von Uttenried (der im gleichen Jahr von dem Ratzenrieder, der sein Schwager war, die Herrschaft Baldenstein im Stift Kempten pfandweise bekam, aber mit getrennter Beurkundung, weshalb der Forschung der Ratzenriedische Besitz der Kronburg bisher entgangen war; vgl. Baumann II 544, 602).

Die Frage nach dem Sinn der Egelsberger Anlage kann daher nur so beantwortet werden, daß sie ein Vorwerk der Kronburg zum Schutz einer möglicherweise zwischen Wagsberg und Waldeck vorhandenen Furt durch die Iller oder aber der Sitz eines zweitgeborenen Kronburger Sohnes gewesen sein mag. Als Entstehungszeit kommt spätestens das frühe 14. Jahrhundert in Betracht, da die Ratzenrieder zu kurz auf der Kronburg gesessen sind, um hier ein derartiges Werk zu beginnen, später aber die urkundliche Überlieferung reich genug wäre, um einen neuen und vor allen Dingen noch Bedeutung besitzenden Burgstall Egelsberg als bewohnt zu erwähnen.

Aus Arbeiten zur Geschichte von Stadt und Landschaft

Geh.-Rat Professor D. Dr. Otto Stählin †, Die Familie Stählin aus Memmingen (hrsg. von Dr. Friedrich Stählin), Verlag Degener & Co., Neustadt a. d. Aisch.

Wenn dieses überaus reichhaltige und lesenswerte Buch auch schon kurz in der Heimatbeilage der Memminger Zeitung („DER SPIEGELSCHWAB“, Nr. 5, 1959) angezeigt wurde, so sehe ich mich doch aus freien Stücken zu einer ausführlichen Besprechung veranlaßt, nicht nur in dankbarer Pietät gegen den Verfasser, der als Professor der Pädagogik mein Lehrer und als Hauptmann des ehem. 19. Bayer. Inf. Rgt. in Erlangen einige Monate mein Vorgesetzter war, sondern geradezu überwältigt von dem Reichtum an familien-, kultur- und kirchengeschichtlichem Stoff, der hier auf 300 Seiten mit einem wahren Bienenfleiß zusammengetragen, geordnet und anschaulich dargestellt worden ist. Die Familie, die aus Ottobeuren stammt, lebte in ihren meisten Vertretern von 1616—1800 in der Reichsstadt, ihre Glieder waren zumeist Handwerker und Kaufleute, drei

waren Pfarrer in der Stadt und den zu ihr gehörigen Dörfern, einer, der Eichmeisters-Sohn Jakob Stählin (1709—1785) studierte Chemie und musizierte mit den Söhnen von Joh. Seb. Bach, war überhaupt ein über die Maßen vielseitiger Mann, wurde Professor der Beredsamkeit an der Kaiserlichen Russischen Akademie zu St. Petersburg und war eine Zeit lang sogar Schriftleiter der St. Petersburger Zeitung. Den Sturz Peters III., des Zeitgenossen Friedrichs des Großen, hat er aus nächster Nähe miterlebt. 1765—69 erledigte er als Kanzlei-Sekretär den ganzen Schriftverkehr der Akademie. Einzelheiten mögen die Interessenten Seite 117 ff. selbst nachlesen. Auch mit der Ansiedlung der Wolgadeutschen hatte er dienstlich zu tun. Zuletzt war er Geheimer Staatsrat und Exzellenz. Ein Nachfahre der Gesamtfamilie, Professor Karl Stählin in Berlin (gest. 1939), hat sein Leben und Wirken in einem 1926 erschienenen Buch an Hand der Quellen ausführlich behandelt.

Unter den vielen Verzweigungen der Familie (es gibt u. a. einen Brünner, Wiener, Kemptener und Schiltacher Zweig) in-

teressiert uns am meisten die Nachkommenschaft des Pfarrers Martin Stählin und seiner Gattin Ida, geb. Brack, Kantorstochter aus Kempten bzw. Memmingen. Man könnte diese Frau wohl eine zweite schwäbische Geistesmutter nennen, gerade wenn die Genealogen recht haben mit ihrer Feststellung, daß bedeutende Männer häufig nach ihren Müttern geraten. Insofern wäre von größtem Interesse, noch mehr von dieser Familie Brack aus Kempten bzw. Kaufbeuren zu erfahren. Das Bild von Thomas Brack (gest. 1853) — eine der vielen wertvollen Bildbeilagen des Buches — läßt einen geistvollen Mann mit hoher Denkerstirn ersehen, und unter seinen Nachkommen befinden sich schon in der 3. Generation eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten der Kirchengeschichte und des geistigen Lebens im Deutschland des 19. und 20. Jahrhunderts. Ich greife die folgenden heraus:

1. Adolf (v.) Stählin (1823—97), Pfarrer in Rothenburg und Nördlingen, zuletzt Präsident des prot. Oberkonsistoriums in München.
2. Ida, verh. Gürsching (1828—96), deren Nachfahre Dr. Heinz Gürsching, Archiv-Direktor in Stuttgart, uns vor seinem tragisch-frühen Tod ein Buch über Evang. Hospitäler schenkte.
3. Wilhelm (1831—86), Missionar in Indien, der Vater des Verfassers und seines jüngeren Bruders, Bischof i. R. Prof. Wilhelm Stählin D. D. in Rimsting (Chiemsee).
4. Leonhard (1835—1907), Konsistorialrat in Bayreuth und Ansbach, ein Theologe von Format und Eigenart, unter dessen Söhnen Dr. Friedrich Stählin aus Nürnberg, zuletzt Rektor des Melancthon-Gymnasiums, einer der besten Kenner Thessaliens gewesen ist.
5. Therese (1839—1928) war Diakonissin in Neuendettelsau schon zur Zeit Wilhelm Löhes und jahrzehntelang Oberin der Schwesternschaft, deren Zahl während ihrer Amtszeit von 200 auf über 1 000 angestiegen ist.
6. Karl Stählin, der bereits der nächsten Generation angehört, war zunächst Berufsoffizier und Hauptmann im Bayer. Generalstab, verließ den Heeresdienst aus gesundheitlichen Gründen und widmete sich dann der Geschichtswissenschaft (Schüler von Erich Marcks). — 1937 vollendete er das Ma-

nuskript einer vierbändigen Geschichte Rußlands von den Anfängen bis zur Gegenwart.

7. D. Dr. Otto Stählin (1868—1949) ist in der gelehrten Welt bekannt als der Herausgeber und Übersetzer des Kirchenvaters Clemens von Alexandria (5 Bände, München 1934 bis 38). Die Abfassung der Familiengeschichte war die Freude seiner alten Tage. Sein Schmerz war, daß er die Drucklegung nicht erreichen konnte. Das Papier wurde 1942 ff. für andere Dinge benötigt! — Nicht er selbst, wohl aber seine Witwe Anna, geb. Seiler, konnte hochbetagt noch die Freude der Drucklegung des letzten Werkes ihres Gatten erleben.

Einige Anmerkungen seien mir noch gestattet:

Auf Seite 56 ff. wird unter der Deszendenz der Maria Magdalena Stählin, verheiratete Schropp, deren Tochter Bettina, Ehefrau des Heinrich Flach richtig genannt, von deren Kindern aber nur Magdalena Saller mit ihren Abkömmlingen namhaft gemacht. Der Vollständigkeit halber sollten hier auch die folgenden Sippen eingeordnet werden:

v. Schelhorn (so die richtige Schreibweise), v. Ammon, Künath; Flach — die Nachkommen der Brüder Eduard, Rudolf und Gustav Flach, und ihrer Schwestern Eugenia, verh. von Schelhorn, und Natalie, verh. Reichel. Dobel S. 99 war nicht Dekan in Memmingen, sondern in Kempten; statt Bode v. Polach wird richtig Bock von Polach zu lesen sein (S. 278). Endlich habe ich auch einen eigenen Irrtum zu berichtigen. In den „Memminger Geschichtsblättern“, Jahrgang 1940, ist bei Bartholomäus Stählin eine 2. Ehe mit Johanna Sus. Funckhin eingetragen, was zu löschen ist. Dr. H. Saller machte mich seinerzeit darauf aufmerksam, als die Drucklegung schon erfolgt war. — Superintendent Joh. Gg. Schelhorn d. J. (S. 146) starb schon 1802 und war Superintendent vom Jahre 1793 an.

Daß aber auch die Ortsgeschichte von Memmingen und Umgebung reichlich zur Darstellung kommt, sei — wenn auch mehr anmerkungsweise — doch ausdrücklich erwähnt.

Möge das Buch in seiner großen Reichhaltigkeit unter den Familienforschern und Heimatfreunden viele dankbare Leser finden! Es ist — ohne Übertreibung — eine wahre Fundgrube für jeden Liebhaber der heimatlichen Geschichte, es ist ein Buch von ökumenischer Weite!

Friedrich von Ammon

Das Bild am Titel zeigt die ehemalige Stadtkanzlei (jetzt Landratsamt); Federzeichnung von Otto Miller.

Gedruckt im November 1959

Schriftleitung: Walter Braun und Dr. Hilde Miedel, Memmingen, Marktplatz 1/III. Druck: Memminger Zeitung, Verlagsdruckerei GmbH.